

- * **Gespräch** – Vom Wissen zur Heilung 36
- * **Begegnung** – Pallavi Bajaj, global citizen 40
- * **Forschung** – Faule Jungs 32

Oktober 2010

146

UniPress*



Die Na
Wildn
sind d

Erst denken, dann drehen.

Federico, Speedcuber & Rivellutionär

ERFRISCHE
**DEINEN
GEIST!**
MIT RIVELLA
GRÜN.



lang-lebe-anders.ch



Federico in
Action sehen:
iPhone-App «Paperboy»
laden, Anzeige fotogra-
fieren, Inhalt anschauen.



WEITERBILDUNG

.....
Weiterbildung ist ein Geschäft. 5,3 Milliarden Franken werden in der Schweiz laut jüngsten Berechnungen der Universität Bern jährlich dafür ausgegeben. Damit hat die Weiterbildung vom Umsatz her eine ähnliche Bedeutung wie die gesamte Tertiärstufe der Bildung. Auffällig an den Zahlen: Nur 13 Prozent der Weiterbildungsausgaben werden für Inhalte verwendet, die klar freizeitorientiert sind. Weiterbildung dient also grossmehheitlich der Qualifizierung für den Arbeitsmarkt.

Die jeweils passende Ausbildung zu finden ist angesichts der Vielzahl konkurrierender Anbieter indes schwierig. Einen wichtigen Hinweis auf die Qualität erhoffen sich die Weiterbildungswilligen vom jeweiligen Absender. Und als solcher ist die Universität Bern seit 20 Jahren auf dem Markt präsent. Weiterbildung gehört neben Lehre, Forschung und Dienstleistung zum Kernauftrag der Institution. Und die Uni wäre nicht die Uni, ginge es ausschliesslich um zusätzliche Instrumente zur weiteren Qualifikation für den Arbeitsmarkt. Denn Weiterbildung im erweiterten Sinn meint mehr als Zertifikats-Huberei; sie umfasst beides, Berufs- und Erkenntnisorientierung. Dies jedenfalls fordert unser Essay zum Jubiläum der Weiterbildung an der Universität Bern im Schwerpunkt dieses Heftes. Aus Wissen soll Bildung werden.

Mit dem Nationalen Forschungsschwerpunkt «TransCure» wird in der Schweiz ein neues Kapitel in der Forschungslandschaft aufgeschlagen. Die translational ausgerichtete Forschung will vom Gen bis zum Heilmittel vordringen. Damit dies gelingt, sollen schweizweit 18 Forschungsgruppen der drei Fachrichtungen Physiologie, Strukturbiologie und Chemie gebündelt werden. Der Forschungsschwerpunkt wird von der Universität Bern getragen und steht unter der Leitung des Biochemikers Matthias Hediger. «Wir wollen erstrangige und einzigartige biomedizinische Forschung generieren und zur Behandlung von menschlichen Krankheiten einsetzen», umschreibt der Berner Professor die Zielsetzung im «Gespräch» in diesem Heft. Aus Wissen soll Heilung werden.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Marcus Moser

Klimaforschung

u^b 175 Jahre
UNIVERSITÄT BERN

- * Gespräch – Wenn aus Tüftlern Unternehmer werden 38
- * Begegnung – Was «blindes Vertrauen» heisst 42
- * Forschung – Wie die Pompadour Europa veränderte 33

Juni 2009 141



Forschung im Bernbiet

u^b 175 Jahre
UNIVERSITÄT BERN

- * Gespräch – Wie unser Konsum den Hunger verschärft 30
- * Begegnung – Ein diskreter Vermittler 34
- * Forschung – Preisgekrönte Landkarten 28

Oktober 2009 142



Public Governance

u^b 175 Jahre
UNIVERSITÄT BERN

- * Gespräch – Kein Kapitalismus ohne Krise 32
- * Begegnung – Pietro Ballarín Zufallsglück 36
- * Forschung – Die Verlierer der direkten Demokratie 30

Dezember 2009 143

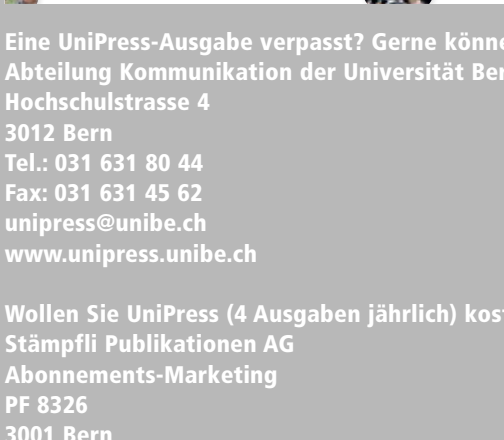


Bilder eines Jubiläums

u^b 175 Jahre
UNIVERSITÄT BERN

- * Gespräch – Wenn der Krieg privat wird 38
- * Begegnung – Die Spezialistin für Luchs & Co 43
- * Forschung – Atemhilfe für Frühgeborene 36

April 2010 144



150 Jahre Botanischer Garten

u^b 175 Jahre
UNIVERSITÄT BERN

- * Gespräch – Chancen und Risiken der Nanotechnologie 30
- * Begegnung – Esti Warmbrodts Bücherwelt 34
- * Forschung – Warum Schweizer zum Islam konvertieren 22

Juni 2010 145



Weiterbildung

u^b 175 Jahre
UNIVERSITÄT BERN

- * Gespräch – Vom Wissen zur Heilung 36
- * Begegnung – Pallavi Bajaj, global citizen 40
- * Forschung – Faule Jungs 32

Oktober 2010 146



Eine UniPress-Ausgabe verpasst? Gerne können Sie Einzel Exemplare unter folgender Adresse nachbestellen:
 Abteilung Kommunikation der Universität Bern
 Hochschulstrasse 4
 3012 Bern
 Tel.: 031 631 80 44
 Fax: 031 631 45 62
 unipress@unibe.ch
 www.unipress.unibe.ch

Wollen Sie UniPress (4 Ausgaben jährlich) kostenlos abonnieren? Abo-Bestellungen unter:
 Stämpfli Publikationen AG
 Abonnements-Marketing
 PF 8326
 3001 Bern
 Tel.: 031 300 63 42
 Fax: 031 300 63 90
 abonumente@staempfli.com

Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Forschung

- 32 **Erziehungswissenschaft:** Schulversager wollen «echte Kerle» sein.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 34 **Ökonomie:** Arm trotz Finanzhilfe.
Von Susanne Brenner

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 36 **Gespräch**
Matthias Hediger – Vom Wissen zur Heilung.
Von Marcus Moser
- 40 **Begegnung**
Pallavi Bajaj – Eine Weltbürgerin nimmt Anlauf in Bern.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 42 **Meinung**
Wenn Seilparks, Hängebrücken und Klettersteige spriessen.
Von Hansruedi Müller
- 43 **Bücher**
- 44 **Impressum**

WEITERBILDUNG

- 5 Weiterbilden – weiter wohin?
Von Eduard Kaeser
- 8 Weiterbildung: vom Stiefkind zur strategischen Position.
Von Walter Kälin und Andreas Fischer
- 11 Die ökonomische Bedeutung der Weiterbildung.
Von Stefan C. Wolter
- 14 Der ganz normale Umgang mit Kriminellen.
Von Astrid Tomczak-Plewka und Christine Valentin
- 21 Für eine gesunde Gesellschaft.
Von Karin Faisst und Lara Modolo
- 25 Tanzkultur an der Universität.
Von Claudia Rosiny
- 28 Hochschuldozierende lernen besser zu unterrichten.
Von Thomas Tribelhorn
- Porträts von Weiterbildungsstudierenden:*
Alexander Egger



Silvia Hänzi, Executive Master of Public Administration

Weiterbilden – weiter wohin?

Universitäten haben eine Verantwortung, dass Weiterbildung unter den Anforderungen der heutigen Arbeitswelt nicht zur blossen Zertifikats-Huberei mutiert. Es brauche beides, «Praxis und Reflexion, Berufs- und Erkenntnisorientierung», schreibt der Philosoph Eduard Kaeser in seinem Essay zum Thema Weiterbildung.

Von Eduard Kaeser

Du sollst dich weiterbilden! lautet das oberste Gebot der so genannten Wissensgesellschaft. Mittlerweile macht sich der Imperativ zum lebenslangen Lernen in fast allen Berufssparten bemerkbar, oft mit moralisierendem Unterton. Die Universitäten rüsten sich auf mit Zentren für «Advanced Studies», sie werben mit einer reichhaltigen Angebotspalette: Friedens- und Konfliktforschung, Kulturmanagement, Papierkurator, eine theologische Fakultät bietet sogar einen «MAS in Spiritualität» an. Die Verhältnisse sprechen eine klare Sprache: 2005 erwarben in der Schweiz 580 Studierende an den zwölf universitären Hochschulen einen Weiterbildungsabschluss. 2008 waren es bereits 1200. Das ist nicht bloss bildungsökonomische Statistik, dahinter verbergen sich Renovationen in den Fundamenten unserer neuzeitlichen Ideen über Universität, Bildung und Wissenschaft; ein Umbau im Selbstverständnis des wissenden und gebildeten Menschen, der meiner Meinung nach zu wenig als solcher wahrgenommen wird. Deshalb unternehme ich hier einen kleinen Inspektionsgang durch ein paar konzeptuelle «Baustellen».

Zunächst die Rolle der Universität. Die Idee, dass sich die universitäre Ausbildung an der gesellschaftlichen Nachfrage zu orientieren hat, ist per se weder schlecht noch neu. In der Tat stammt sie aus der Universität des Mittelalters, die ganz in diesem Sinne strukturiert war. Auch damals diktierte ein Arbeitsmarkt die Bedürfnislage, nämlich die Sorge um Recht, Gesundheit und Seele. Und ihr entsprechend bildeten die Fakultäten Juristen, Ärzte und Priester aus. Noch 1621 liest man in Robert Burtons berühmter «Anatomie der Melancholie» von den «drei einträglichsten Disziplinen

Jura, Medizin und Theologie», auf die sich die Durchschnittsstudenten eiligst wüfeln.

Die Humboldtsche Idee der Universität setzte vor zwei Jahrhunderten den Akzent auf die Bildungsorientierung. Für Wilhelm von Humboldt war die Wissenschaft ein Wert an sich. Und für die Stabilität dieses Wertes garantierte der Staat, indem er die Universität finanziell unterstützte, sich aber sonst nicht in Forschung und Lehre einmischte. Das Konzept der «reinen» Wissenschaft war geboren: die Vorstellung, dass die Universität primär nicht die Berufsbildung, sondern die wissenschaftliche Bildung zu fördern habe. Der Nimbus der «reinen» Wissenschaft hat indes seit dem Zweiten Weltkrieg und dem Aufkommen von Big Science irreparablen Schaden erlitten. Die Studentenunruhen in den 1960er Jahren trugen nicht wenig dazu bei, die Universität gesellschaftlich zu öffnen, den «Muff unter den Talaren» durchzulüften. Der Ruf nach einer «sozial verantwortungsvollen» Wissenschaft wurde laut, als Gegenentwurf zur «bürgerlichen» Elfenbeinturm-Wissenschaft. Auch wenn er grösstenteils auf ideologische Stumpengeleise führte, so hat er sich immerhin in der Idee des Wissens als eines Gemeinguts in unsere Zeit herübergerettet. Die Idee ist allerdings akut gefährdet.

Denn die Neue Ökonomie definiert Wissen primär als Ware und die Universität als ein «Liefer-Unternehmen» dieser Ware für den Kreislauf von Produktion und Konsum. Bildung und Weiterbildung sind nun «Assets». Und Studierende werden zu Kunden undefiniert, die verwendbare Qualifikationen, lies: ihre Beglaubigungen, nachfragen und für das, was zählt, auch ihren Preis zahlen. Nichtintendierte Folge davon ist, dass Weiterbildung zu einer

Zertifikats-Huberei mutieren kann. Als «Inflation der Ausbildungsnachweise» erkannte der amerikanische Bildungssoziologe Randall Collins bereits 2002 diese Entwicklung: ein deformierter Arbeitsmarkt, auf dem ich primär nicht nach meiner Arbeit, sondern nach meinen Zertifikaten beurteilt werde. Eine Inflation, so Collins, die «sich endlos fortsetzen könnte, bis der Hausmeister einen Doktor der Philosophie benötigt».

Im Hintergrund haben wir es hier mit dem gängigen technokratischen Konzept von Wissen als Instrument zu tun. So wie man die Leistungsfähigkeit einer Maschine steigert, indem man ihre Funktionsabläufe verbessert, so sucht sich der Lernende sozusagen mit optimiertem Wissensportfolio für Best Practice zu ertüchtigen. Auch das ist nicht per se schlecht. Nur muss man eine Unterscheidung treffen, die der Frankfurter Soziologe Ulrich Oevermann – selber in der universitären Weiterbildung tätig – kürzlich so beschrieben hat: «Die meisten Kursangebote sind nicht Bildungs-, sondern Lernangebote (...). Während Lernen im Aneignen von Routine besteht, ist Bildung ein Prozess der Krisenbewältigung (...) – nämlich eine kritische Haltung.»

Routine bedeutet, Dinge zu tun ohne darüber nachzudenken. Im Gegensatz zur Maschine kann der Mensch aus Routinen ausbrechen. Und genau diese Befreiung aus Selbstverständlichkeiten kennzeichnet echte Weiterbildung (Bildung schlechthin). Man erkennt gewisse Dinge, die einem zuvor nur bekannt waren. Dadurch erweist sich Bildung letztlich immer als Persönlichkeitsbildung. «Nur die Wissenschaft, die aus dem Inneren stammt und in's Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den

Charakter um» (Humboldt). Und eine solche Bildung erfordert Zeit, weil sie sich nicht wie ein Modul von heute auf morgen in mich einbauen lässt. Wissen und Bildung, die nicht in der Person sedimentiert sind, bleiben auf halbem Weg stecken. Mit Theodor Adorno gesprochen: «Das Halbverstandene und Halberfahrene sind nicht die Vorstufe der Bildung, sondern ihr Todfeind.»

Weiterbildung heisst: mehr (und anderes) Wissen, und nicht: mehr Bildungsnachweise. Wissen produziert man aber nicht wie Automobile oder Schuhe. Weil es einem kognitiven Anspruch, einem Ethos genügt, das eine andere Achse als die des Wirtschaftens begründet: jene der Erkenntnissuche. Wer das als traditionalistisch oder idealistisch belächelt, vergisst, dass die ganze Tradition der wissenschaftlichen Erkenntnis mit dieser «intrinsischen» Motivation steht und fällt, wie das die Psychologen nennen. Universitäten sollten sich als Pflegestätten dieses Ethos' wiederentdecken, statt es erodieren zu lassen. Es gibt – nebenbei bemerkt – immer noch eine grosse Zahl von Wissenschaftlern, die weit über ein vorgegebenes Mass hinaus an Stunden «für die Wahrheit» zu arbeiten willens sind – eine Arbeit notabene, die sich meist nicht in monetärer, sondern in der Währung von wissenschaftlicher Anerkennung und Freiheit auszahlt. Also muss an diesem Ethos nach wie vor etwas dran sein.

Ohne Zweifel hat sich die Universität den neuen «extrinsischen» Bedingungen des Arbeitsmarktes anzupassen. Aber wer, wenn nicht sie, müsste auch erkennen, dass es um mehr geht als um Zertifikatsjagd und Marktkonformität. Denn inzwischen

zeichnet sich die grosse Herausforderung ziemlich klar ab: Ein Bildungskonzept nämlich, das Lehre und Studium, Ausbildung und Bildung, Praxis und Reflexion, Berufs- und Erkenntnisorientierung integrieren würde – mit einem Wort: duale Bildung. Sie ist in der Schweiz ein anerkanntes und bewährtes Modell der Berufsausbildung. Was anstünde, wäre eine Ausweitung auf den tertiären Bereich. Das ist vorerst ein grosses Wort, zu dem ich nur Folgendes sagen will: Gute Arbeit braucht keinen Bachelor oder Master, sondern Expertise. Gefragt wäre also die Rückbesinnung auf die alte Bedeutung des Wortes «expertus», was so viel bedeutet wie «erfahren sein», «etwas versucht haben», ergo auch «scheitern können». Ein Wissen als Fähigkeit und Fertigkeit, Erfahrung auszuweiten, etwas zu versuchen, Probleme zu bewältigen oder mit ihnen zu leben, umfasst sehr viel mehr als akademische Geschultheit, nämlich praktische Intelligenz, zumal manuelle Geschicklichkeit und soziales Gespür.

Es gibt wohl kaum günstigere Bedingungen für ein duales Bildungskonzept als die heutige Situation der Grenzauflösung und des Wissensaustauschs zwischen den Berufen. Bislang lag das Augenmerk auf dem Übergang vom Beruf zu einer «höheren» Ausbildung: von der Schneiderin zur Pädagogikprofessorin, vom Mechaniker zum Wirtschaftsinformatiker. Man nimmt immer noch zu wenig wahr, dass der «duale» Grenzverkehr auch in umgekehrter Richtung läuft. In den USA gelangte letztes Jahr ein Buch mit dem Titel «Shopclass as Soulcraft» in die Bestsellerränge (frei übersetzt etwa mit «Werkunterricht als Seelenbildung»). Der Autor Matthew B. Crawford,

Doktor der politischen Philosophie, beschreibt darin seine erstaunliche «Weiterbildung» vom Akademiker zum Mechaniker. Seine Geschichte liest sich ironischerweise wie ein Schulbeispiel für die soeben erwähnte Zertifikatsinflation. Höherer Universitätsabschluss – niedrig qualifizierte Arbeit: Crawford verfasste wissenschaftliche Abstracts für einen Think Tank, die niemand las. Bis er sich entschloss, eine Reparaturwerkstatt für Motorräder zu eröffnen, Hand an Vergaser und Ventile zu legen. Nicht nur kommt er damit gut über die Runden, die Arbeit am konkreten Ding (nebst Bücher schreiben) erfüllt ihn erst noch zutiefst – intellektuell und emotional.

Man spricht gern vom technologischen Wandel, der alte Berufe zum Verschwinden bringe. Weiterbildung müsste daher auch die Artenvielfalt der Arbeit zu erweitern suchen. Dazu müssen intellektueller Mut, Querdenken, nichtdisziplinierte Neugier geweckt werden. Eine Aufgabe für Kopf und Hand. Und dazu brauchen wir Leute wie Crawford: Freaks, kreative Aussteiger, Unangepasste, Grenzgänger – Exoten im Kreislauf von Produktion und Konsum. Auch wenn sie Randerscheinungen sind, können sie als Vorbilder wirken.

Kontakt: Dr. Eduard Kaeser,
unipress@unibe.ch

Eduard Kaeser, geboren 1948, ist Physiker und promovierter Philosoph. Er unterrichtet Physik und Mathematik an der Kantonsschule Olten. Daneben ist er als freier Publizist sowie als Jazzmusiker tätig. 2009 erschien im Schwabe Verlag Basel «Pop Science. Essays zur Wissenschaftskultur».



Thomas Kramer, MAS in Psychology of Career Counseling and Human Resources Management

Weiterbildung: vom Stiefkind zur strategischen Position

Vor 20 Jahren stiess der Bund das Weiterbildungsangebot der Universitäten an. Heute ist die Universität Bern eine der führenden Weiterbildungsuniversitäten in der Schweiz: Sie hat den institutionellen Nutzen der Weiterbildung erkannt.

Von Walter Kälin und Andreas Fischer

«Obwohl die Forderungen nach einer vermehrten Öffnung der Hochschulen für Belange der universitären Weiter- und Erwachsenenbildung nicht neu sind, haben unsere akademischen Institutionen bis heute diese Anliegen nur teilweise und nicht systematisch berücksichtigt», schrieb der Bundesrat 1989.

Weiterbildungsveranstaltungen an der Universität Bern für Ärzte, Juristinnen und andere Berufsleute gibt es seit langem. Erst seit Ende des 20. Jahrhunderts kann man aber dabei auch universitäre Abschlüsse und Titel erwerben. Den Start formalisierter Weiterbildung verdanken wir den Sondermassnahmen des Bundes zugunsten der beruflichen und universitären Weiterbildung und der Aufmerksamkeit des damaligen Rektors Klaus Wegenast. Er war gleichzeitig der erste Präsident der Weiterbildungskommission (WBK). 1988 hat er mit einer Arbeitsgruppe die Vorarbeiten dafür geleistet, dass am 1. Oktober 1990 die Koordinationsstelle für Weiterbildung (KWB) gegründet und zwischen 1990 und 1996 insgesamt 28 «Ergänzungsstudien» mit Bundesunterstützung entwickelt werden konnten. Im Rückblick auf die letzten 20 Jahre lassen sich drei Phasen unterscheiden (siehe Kasten auf dieser Seite).

Fruchtbarer Austausch für die Universität

«Mit dem Engagement in der wissenschaftlichen Weiterbildung nehmen die aus staatlichen Mitteln finanzierten Universitäten eine öffentliche Aufgabe wahr. Sie knüpfen an das in den Wissenschaften unbestrittene Ethos an, wonach diese ihr Wissen öffentlich zugänglich zu machen und gleichzeitig jedem Wissen gegenüber mit einer skept-

tischen Haltung zu begegnen haben», schrieb Karl Weber 1996 im UniPress.

Mittlerweile gehört die Weiterbildung zum Standard einer Universität. Dies wird seitens der Bildungspolitik erwartet und seitens der Arbeitswelt hoch gewertet. Mit

In drei Phasen zum Zentrum für universitäre Weiterbildung

Erste Phase bis 1996: Die Koordinationsstelle für Weiterbildung wird grösstenteils durch den Bund subventioniert. Dieser verlangt im Gegenzug ein ausdrückliches Bekenntnis des Kantons und der Universität zur Mitfinanzierung und Weiterführung nach Auslaufen der Bundesförderung. Die Ergänzungsstudien, die mit Diplomen, Zertifikaten oder Teilnahmebescheinigungen abschliessen, werden von Instituten und Einzelpersonen initiiert und mit Unterstützung der KWB entwickelt. Sie durchlaufen auf Stufe Universität und Bund Bewilligungsverfahren, um in den Genuss der Bundessubventionen zu kommen. Vereinzelt werden erste Studienreglemente in Kraft gesetzt.

Zweite Phase 1996 bis 2008: Die Weiterbildung wird als Kernaufgabe im revidierten Universitätsgesetz bestätigt (1996). Die Universität finanziert die KWB in der bisherigen Ausstattung weiter und integriert sie 1998 in die neu geschaffene Konferenz der Gesamtuniversitären Einheiten (KGE). Die Angebote müssen nun kostendeckend sein und ohne finanzielle Unterstützung von Bund oder Kanton auskommen. Für Studiengänge mit Masterabschlüssen, Diplomen und Zertifikaten werden Studienreglemente

dem gelebten Bekenntnis zur Weiterbildung stärkt eine Universität ihre Beziehungen zu Gesellschaft und Wirtschaft und stimuliert den Austausch zwischen Wissenschaft und Arbeitswelt. Rückmeldungen von Absolventinnen und Kursteilnehmern belegen den

ausgearbeitet, die durch die Fakultäten erlassen und den Senat genehmigt werden. In diese Phase fällt auch der Beginn der Bologna-Reform, die sich in der Weiterbildung vor allem mit der Standardisierung der Formate (CAS, DAS, MAS) manifestiert. Die Weiterbildungskommission setzt unter ihrem Präsidenten Walter Kälin (seit 1997) die entsprechenden Vorgaben um, erlässt Richtlinien zur Qualitätssicherung und -entwicklung und sorgt für die institutionelle Einbindung der KWB.

Dritte Phase ab 2009: Die KWB scheidet aus der KGE aus, die aufgelöst wird. Gleichzeitig wird Karl Weber, der ihr seit Beginn vorsteht und die Entwicklung der Weiterbildung an der Universität massgebend geprägt hat, emeritiert. Unter dem neuen Namen Zentrum für universitäre Weiterbildung (ZUW) wird die Weiterbildungsstelle administrativ dem Rektorat zugeordnet und erhält ein leicht verändertes Profil, das sich auch in der Nichtwiederbesetzung der Professur äussert.

Die Weiterbildungsforschung, welche Karl Weber aufgebaut hat und mit der die KWB internationale Reputation gewann, verliert zugunsten der Dienstleistungsfunktion des ZUW für die Universität an Gewicht.

hohen Nutzen der Angebote für Wirtschaft und Verwaltung.

Was bringt die Weiterbildung aber der Universität? Auch hier hören wir Positives: In der Weiterbildung lehrende Forscherinnen und Forscher schätzen den direkten Kontakt mit hochqualifizierten Fachleuten. Diese bekleiden oft Kaderpositionen und profitieren von der Erweiterung ihrer Beziehungsnetze. Besonders bereichernd ist der Kontakt unter den Lehrenden im gleichen Studiengang, ist doch der Lehrkörper in Weiterbildungen oft interuniversitär, international und interdisziplinär zusammengesetzt.

In der Weiterbildung ist es möglich, Forschungsergebnisse im kleinen Rahmen einem «Praxistest» auszusetzen. Das Feedback der berufserfahrenen Studierenden ist wertvoll und nutzbringend, sofern sich die Wissenschaftler und Forscherinnen auf diese Auseinandersetzung einlassen. Die universitären Weiterbildungsveranstaltungen leben vom Dialog. Damit ist auch die Didaktik angesprochen, die angesichts der anspruchsvollen Kundschaft einer besonderen Aufmerksamkeit bedarf. Hier eröffnet sich dem universitären Lehrkörper ein Erfahrungsfeld, das sich durchaus positiv auf die Lehre auf Bachelor- und Masterstufe auswirken kann.

Der Nutzen der Weiterbildung für die Universität liegt nicht nur auf der Ebene der Kommunikation, des Networking oder des gegenseitigen Wissenstransfers. Sie ist für die Fakultäten und Institute finanziell interessant, die hier Mittel erwirtschaften, welche sie für Lehre und Forschung einsetzen können. Je nach Marktsituation gibt es neben rentablen Studiengängen aber auch Angebote, bei denen die Studierenden allein nicht in der Lage wären, die

Kosten zu decken. Deshalb ist die Weiterbildung bei diesen Angeboten auf die Unterstützung aus anderen Quellen angewiesen. Aber auch hier schafft die Weiterbildung in den Instituten qualifizierte Arbeitsplätze.

Integration und Profilierung

Der Aufbau der Weiterbildung an unserer Universität kann als erfolgreich bezeichnet werden (siehe Kasten auf dieser Seite). Auf der Agenda stehen nun weitere Integrationsschritte, die mit Chancen und Risiken verbunden sind.

Vorerst ist die inneruniversitäre Integration zu verstärken. Die vielfältigen durch die Universität angebotenen Bildungsformen sollten noch besser aufeinander ausgerichtet werden. Dabei sind insbesondere Übergänge und Anrechnungen zwischen Bachelor-, Master-, PhD-Stufe und der Weiterbildung zu klären und – sofern sinnvoll – zu erleichtern. Zudem besteht der Wunsch, die Weiterbildung noch stärker in die universitäre Strategie einzubinden und in die Forschungsschwerpunkte einzubringen.

International ist die längerfristige Harmonisierung mit Europa im Auge zu behalten. Unsere Titel, insbesondere die Master of Advanced Studies MAS, sind zwar an der Bologna-Reform orientiert, stellen aber doch eine schweizerische Lösung mit Erklärungsbedarf dar.

National bildet die universitäre Weiterbildung einen Teil der Weiterbildungslandschaft, der die Regelung durch ein Rahmengesetz bevorsteht. Dieses Gesetzgebungsprojekt wirft für die Universität hoch relevante Fragen auf: Wie verhält sich die wissenschaftliche Weiterbildung zum unüberschaubar gewordenen ausseruniversitären Weiterbildungsmarkt? Wie kann sie

sich ins schweizerische Weiterbildungssystem integrieren, ohne an Qualität, Eigenständigkeit und Profil zu verlieren? Wie können sich unsere Angebote auf einem Markt bewähren, der in einzelnen Segmenten stark durch Konkurrenz geprägt ist und mit hoher Wahrscheinlichkeit in den nächsten Jahren eine Konzentration erfahren wird? Wo soll der Markt über das Angebot entscheiden, und wo lassen sich in Erfüllung des öffentlichen Bildungsauftrags der Universitäten für Angebote, die sich an ein nicht so zahlungskräftiges Zielpublikum wenden, die nötigen Mittel finden?

Auch wenn nach 20 Jahren die Aufbauphase abgeschlossen ist, bleiben die Herausforderungen hoch. Der Weiterbildung an der Universität Bern steht heute ein tragfähiges Fundament zur Verfügung, um sie zuversichtlich anzugehen und die Entwicklungschancen zu nutzen.

Kontakt: Prof. Dr. Walter Kälin, Departement Öffentliches Recht der RW Fakultät, walter.kaelin@oefre.unibe.ch
Dr. Andreas Fischer, Zentrum für universitäre Weiterbildung (ZUW), andreas.fischer@zuw.unibe.ch

Weiterbildung 2009/2010

38 Studiengänge, davon 26 MAS*
269 Einzelkurse
6300 Teilnehmende
11 800 Angebotsstunden
205 MAS-, DAS-, CAS-Abschlüsse

* damit steht die Universität Bern 2009 bezüglich MAS-Programmen und -Studierenden an erster Stelle der Schweizer Universitäten



Die ökonomische Bedeutung der Weiterbildung

Schweizerinnen und Schweizer investieren viel in ihre Weiterbildung – individuell oder durch den Arbeitgeber. Allerdings profitieren Männer mehr als Frauen. Und finanziell zahlt sich eine Weiterbildung nur minim aus.

Von Stefan C. Wolter

5,3 Milliarden Franken jährlich: So viel wird in der Schweiz laut jüngsten Berechnungen der Universität Bern für Weiterbildung ausgegeben. Damit hat die Weiterbildung, gemessen am Umsatz, praktisch die gleiche Bedeutung wie die ganze Sekundarstufe II oder der ganze Tertiärbereich (Universitäten, Fachhochschulen und Pädagogische Hochschulen). Fasst man die Weiterbildungsinhalte in Themen zusammen, sticht hervor, dass nur gerade 13 Prozent der Weiterbildungsausgaben für Inhalte verwendet werden, die klar freizeitorientiert sind. Rund 30 Prozent der Ausgaben fließen in Kurse, bei denen der Inhalt wohl mehrheitlich vom Arbeitgeber bestimmt wurde und entsprechend auch finanziert wird. Weitere 20 Prozent fließen in Kurse, die zusätzlich von den Erwerbstätigen selbst als berufsbezogen bezeichnet werden. Bei den beiden grössten inhaltlichen Kurskategorien, den Sprach- und Informatikkursen (zusammen fast 30 Prozent der Ausgaben) kann zwar nicht genau unterschieden werden, zu welchem Zweck die Kurse besucht wurden. Aber auch hier kann man davon ausgehen, dass das Gelernte mehrheitlich dem Arbeitsmarkt zugute kommt. Ein wichtiges Weiterbildungsthema sind Sprachen: Gemessen an den Gesamtausgaben wird laut Hochrechnung fast eine Milliarde Schweizer Franken jährlich alleine in das Erlernen von Fremdsprachen investiert.

Arbeitgeber stark engagiert ...

Versucht man die jeweiligen Finanzierungsquellen über die konsumierte Weiterbildung in ihrer Bedeutung zu bestimmen, ergibt sich im Total, dass rund die Hälfte aller Weiterbildungsausgaben bei Erwerbstätigen in der Schweiz durch die Arbeitgeber finanziert werden. Weiter ist bei der Unterteilung in selbst- und arbeitgeberfinanzierte Weiterbildung auch der Faktor Zeit einzuschliessen, der bei einer rein monetären Betrachtung häufig unbeachtet bleibt. Vielen Arbeitnehmenden wäre eine Beteiligung des Arbeitgebers an den Weiterbildungsaktivitäten in Form von Arbeitszeit wichtiger und mehr wert, als die Rückerstattung einer Kursgebühr. Schliesst man die Kurszeit als weitere Finanzierungsform in die Analyse ein, ergibt sich das Bild, dass im Jahre 2006 lediglich 34 Prozent der Weiterbildungskurse von Erwerbstätigen keine Beteiligung der Arbeitgeber in Form von Arbeitszeit, Geld oder beidem kannten.

... aber weniger bei Frauen

Betrachtet man die Finanzierungsmuster von erwerbstätigen Personen nach Geschlecht, wird ein hohes Mass an Ungleichbehandlung von Frauen und Männern deutlich. Erwerbstätige Frauen und Männer geben zwar ungefähr gleich viel Geld für Weiterbildung aus. Der selbstfinanzierte Anteil liegt aber bei den Frauen bei 60 Prozent (berechnet am Ausgabe-

volumen), während bei den Männern, die Arbeitgeber über 60 Prozent finanzieren.

Schwer zu berechnende Erträge

Bei rational handelnden Individuen und Firmen geht der Ökonom davon aus, dass den Weiterbildungsinvestitionen auch ein Ertrag gegenübersteht, der das finanzielle Engagement rechtfertigt. Diese Erträge müssen nicht nur monetärer Natur sein, der Genuss von Bildung alleine (Konsumwert) kann schon Anreiz genug sein, sein Geld einzusetzen. Solche nicht monetären Erträge sind auf der einen Seite schwer zu berechnen. Auf der anderen Seite ist es unwahrscheinlich, dass Firmen und Individuen jährlich einen Milliardenbetrag für Weiterbildung aufwerfen, wenn sie sich davon nicht auch pekuniäre Erträge erhoffen würden.

Solche lassen sich aber aus zumindest drei Gründen nur schwer berechnen. Erstens ist die Weiterbildung im Gegensatz zur formalen Bildung (von der Grundschule bis zur Universität) in Inhalt und Dauer sehr viel heterogener und birgt somit das Risiko in sich, dass man Äpfel mit Birnen vergleicht, wenn man Erträge für eine durchschnittliche Weiterbildungsaktivität berechnen will. Zweitens wirkt die Weiterbildung wohl nicht schon nach der ersten Aktivität, sondern erst mit der Zeit, das heisst, wenn verschiedene Weiterbildungsaktivitäten sich kumulieren. Im Durchschnitt

wendet ein Weiterbildungsaktiver in der Schweiz pro Jahr rund eine Arbeitswoche für Weiterbildung auf, was im Vergleich zu einer formalen Ausbildung von drei oder vier Jahren zwar nicht viel ist, aber kumuliert über mehrere Jahre doch wieder eine stattliche Investition an Zeit und Geld darstellt.

Drittens, und dies ist wohl der wichtigste Grund, weshalb es so schwer ist, die Erträge von Weiterbildung zu berechnen, sind die weiterbildungsaktiven Personen keine zufällige Auswahl von Personen, sondern in der Regel jene, die eh schon bessere Einkommensaussichten haben. Personen, die 2006 eine Weiterbildung besucht hatten, verdienten 2007 fast sieben Prozent mehr als vergleichbare Personen, die keine Weiterbildung genossen hatten. Berücksichtigt man aber, dass die weiterbildungsaktiven Personen auch schon 2006 mehr verdient hatten, sinkt der Lohnvorteil auf 1,5 Prozent. Holländische Forscher haben gezeigt, dass die Löhne von weiterbildungsaktiven Personen kaum höher sind als jene derjenigen Personen, die sich auch weiterbilden wollten, dies aber aus einem exogenen Grund (beziehungsweise Krankheit) nicht tun konnten. Obwohl schwierig zu berechnen, zeigt die ökonomische Forschung also, dass auch in der Weiterbildung die Bäume wohl nicht in den Himmel wachsen.

Die Rolle des Staates?

Derzeit sind in der Schweiz Arbeiten im Gange, die Rolle des Staates in der Weiterbildung neu zu definieren. Aus dem oben Beschriebenen ist nun aber abzuleiten, dass sich die Forschung zwar schwer tut, die ertragsreichen Weiterbildungsfelder lokali-

Frauenförderung in der Weiterbildung

Die Forschung zeigt: Frauen geben etwa gleich viel Geld für Weiterbildung aus wie Männer, werden von ihren Arbeitgebern aber weniger unterstützt. Dies fällt vor allem dann ins Gewicht, wenn es um die Finanzierung von qualitativ hochstehenden und teuren Weiterbildungsprogrammen geht, wie zum Beispiel einem universitären Executive MBA.

Die Universitäten Rochester NY (USA) und Bern bieten seit 1995 ein solches Programm an, das Rochester-Bern Executive MBA. Nur 13 Prozent der Alumni sind Frauen; Grund genug, konkrete Fördermassnahmen einzusetzen. Drei Bereiche stehen im Zentrum:

Coaching: Wir beraten Frauen bei der Auswahl des richtigen Programms und finden gemeinsam mit ihnen Argumente für die Verhandlungen mit dem Arbeitgeber.

sieren zu können, gleichzeitig aber heute schon Individuen und Firmen Milliardenbeträge in Weiterbildung investieren. Also verfügen Individuen und nicht der Staat über das Wissen, wann, wo und in welcher Form der Weiterbildung es sich lohnt zu investieren. Somit ist Vorsicht bei staatlichen Investitionen und Interventionen angesagt. Eine Ausnahme mag bei wenig verdienenden und schlecht gebildeten Personen bestehen, die sich einerseits Weiterbildung vielleicht auch dann nicht leisten können, wenn sie etwas bringen würde oder die einen zusätzlichen monetären Anreiz brauchen, um ihre Zeit in Weiterbildung zu investieren. Hier hat ein

Zeit: Wir stellen qualifizierte Kinderbetreuung an Kurstagen zur Verfügung, falls weder der Partner noch eine Tagesmutter (oder Kinderkrippe) die Betreuung übernehmen kann.

Geld: Wir können dank Mitgliedschaft der Universität Rochester in der «Forte Foundation» Scholarships anbieten. Die Höhe der finanziellen Unterstützung wird sur dossier entschieden.

Ziel der Massnahmen ist es, den Studentinnenanteil im Rochester-Bern Executive MBA zu erhöhen. Erste Reaktionen auf die Initiative sind positiv.

Kontakt: Dr. rer. oec. Petra Joerg, Managing Director des Rochester-Bern Executive MBA

Informationen zum Programm: unter www.executive-mba.ch

Ein persönliches Gespräch vereinbaren Sie per E-Mail an info@executive-mba.ch

ebenfalls an der Universität Bern durchgeführtes Experiment mit Weiterbildungsgutscheinen gezeigt, dass sich bildungsferne Personen durchaus mit Geld in die Weiterbildung bringen lassen. Aufpassen muss man dabei lediglich, dass das staatliche Geld nicht wieder zu jenen Personen fliesst, die sich die Weiterbildung auch ohne staatlichen Zustupf geleistet hätten.

Kontakt: Prof. Dr. Stefan C. Wolter ist Honorarprofessor am Volkswirtschaftlichen Institut der Universität Bern und Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF) in Aarau, stefan.wolter@vwi.unibe.ch



Erich Fehr, Executive Master of Public Administration

Der ganz normale Umgang mit Kriminellen

Das Verbrechen gehört zu ihrem Arbeitsalltag: Sarah Wirz (28) ist Kriminologin, Willy Nafzger (68) Gefängnisseelsorger. Das Rüstzeug für beide Berufe kann man sich mit einer Weiterbildung der Universität Bern erwerben.

Von Astrid Tomczak-Plewka und Christine Valentin

Sarah Wirz, Sie haben nach ihrem Abschluss eine Weiterbildung in Kriminologie gemacht. Waren Sie als Juristin ungenügend aufs Berufsleben vorbereitet?

Ich denke schon, dass ich genügend vorbereitet war. Vom Fachbereich Kriminologie habe ich allerdings im Studium zu wenig mitbekommen.

Warum ausgerechnet Kriminologie?

Eigentlich fand ich Familienrecht super – bis mich ein Studienkollege in die Rechtsmedizin schleppte. Da hat es mich gepackt.

Was hat Rechtsmedizin mit Kriminologie zu tun?

Sie ist Teil davon: Kriminologie ist die Lehre des Verbrechens. Es geht um die Frage: Was führt zu einem Verbrechen – und wie können Verbrechen verhindert werden? Wie muss man mit den Kriminellen umgehen? Die Verbrechensaufklärung – etwa die Spurensicherung – fällt eher in den Bereich der Kriminalistik. Auch Psychologie und Psychiatrie sind Teilgebiete der Kriminologie. Im Kernfach – der Verbrechenslehre – ist beispielsweise die Verbrechensfurcht ein wichtiges Thema.

Was heisst das?

Ein Beispiel: Viele Menschen haben Angst, nachts alleine im Wald zu spazieren, weil hinter jedem Baum ein böser Mann lauern könnte. Die wenigsten Menschen haben jedoch Angst vor ihrem Partner. Die Statistik zeigt aber klar: In der Partnerschaft liegt das grösste Risiko, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen. Solche Dinge werden einem durch das Studium bewusst. Man läuft mit anderen Augen durch die Welt.

Betrachtet man das Verbrechen mit anderen Augen?

Die meisten Menschen sehen Verbrechen einfach als etwas Böses – was es ja auch ist. Aber der Kriminelle, der von Grund auf böse ist und etwas Böses im Schild führt, ist mir noch nie begegnet. Oft führen diverse Faktoren zur Kriminalität, etwa eine Suchterkrankung oder eine Notlage. Wenn man diesen Hintergrund kennt, kann man diesen Menschen mit dem notwendigen Respekt begegnen.

Willi Nafzger, Sie nicken ...

Das sehe ich auch so. Ich arbeite seit 35 Jahren im Strafvollzug und habe mit Tätern wie mit Opfern zu tun. Mich interessiert sehr, warum die Menschen so sind wie sie sind, das ist zentral für meine Arbeit als Gefängnisseelsorger. Manchmal packt mich eine riesige Wut, wenn ich die Berichte des Untersuchungsgerichts lese oder die Dokumente der Rechtsmedizin. Im Gespräch mit dem Täter begegne ich dann oft einem «flotten», ganz normalen Mann. Aber die Tat, die dieser Mensch begangen hat, ist entsetzlich.

Wie bringen Sie den «ganz normalen» Mann mit dem Verbrecher zusammen?

Ich möchte als Pfarrer und als Psychotherapeut Verständnis für kriminelle Phänomene entwickeln und den Hintergrund verstehen – wobei ich sofort einschränken muss: Verstehen heisst nicht akzeptieren! Ich rede mit den Insassen immer Klartext. Aber danach kommt der theologische Ansatz. Denn der Täter besteht nicht nur aus seinem Verbrechen. Er ist ein Mensch mit einer ganz privaten Geschichte, mit Gefühlen, mit Erinnerungen. Als Gefängnisseelsorger steht



man in einer unglaublichen Spannung und die muss man aushalten können.

Kann ein Theologe das besonders gut?

Als Leiter des Nachdiplomstudiums «Kirche im Straf- und Massnahmenvollzug» diskutiere ich oft mit Vertreterinnen und Vertretern anderer Disziplinen – aus der Jurisprudenz oder der Rechtsmedizin –, weil das Studium interfakultär aufgebaut ist. Diese Gespräche haben meinen Deutehorizont als Theologe erweitert. Ich habe gelernt, realistischer zu sehen.

Das heisst: Juristen sind realistischer als Theologen?

Nein, aber Juristen justieren in diesem Punkt die Wahrnehmung schärfer.

Wirz: Ich glaube, sie nehmen vor allem die Emotionen aus dem Thema. Ich kann Akten mit toten Menschen anschauen – das berührt mich nicht, es darf mich nicht berühren. Aber wenn ich auf der Strasse ein totes Kätzchen sehe, könnte ich in Tränen ausbrechen.

Trainiert man das im Studium?

Wirz: Ich glaube nicht, dass man das trainieren kann. Aber die Faszination, die ich für das Fach habe, hilft mir. Ich bin sonst ein sehr emotionaler Mensch und auch sensibel.

Ist das eine Folge der unterschiedlichen Ausrichtung der beiden Fächer? Die Normen und Gesetze bei den Juristinnen und Juristen, die Emotionen eher ausschliessen, während es in der Theologie – verkürzt gesagt – um den Menschen mit all seinen Gefühlen geht.

Nafzger: Das ist eines der grossen Probleme bei der Ausbildung der Gefängnisseelsorger wie auch bei der Bewertung der Arbeit. Wir können das Verhalten der Studierenden ja nicht mit einem Multiple-Choice-Fragebogen prüfen. Wie sich jemand – etwa bei einem Sexualdelikt – in seiner Arbeit in der Strafanstalt verhält, ist schwer einzuschätzen. Dazu kommt: Die Seelsorgerinnen und Seelsorger, aber auch das Gefängnispersonal, fühlen sich durch gewisse Verbrechen persönlich überfordert. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass es bei jedem Menschen ein Delikt gibt, mit dem er oder sie nicht mehr umgehen kann.

Wo liegen die Grenzen?

Wir haben in der Strafanstalt Saxerriet versucht, Täter und Opfer zusammenzubringen. Doch wir mussten einsehen, dass das nicht funktioniert. Als Seelsorgerin oder Psychotherapeut identifiziert man sich in einer solchen Situation

Willi Nafzger (68) ist Theologe und Psychotherapeut, Studienleiter Nachdiplomstudium «Kirche im Straf- und Massnahmenvollzug» der Universität Bern, Ausbilder im Programm «Tataufarbeitung/Wiedergutmachung» in der Kantonalen Strafanstalt Saxerriet/SG und Dozent im «Schweizerischen Ausbildungszentrum für Strafvollzugspersonal» in Fribourg: Viktimologie. Willi Nafzger ist verheiratet und lebt in der Stadt Bern.

Sarah Wirz (28) ist Gerichtsschreiberin in der Strafabteilung des Richteramts Olten-Gösgen im Kanton Solothurn. Die Juristin hat 2009 ihre Weiterbildung zur Kriminologin abgeschlossen und lebt in Hägendorf/SO.

mit dem Opfer wie mit dem Täter – das bringt man dann kaum mehr unter einen Hut. Wir lassen in unserer Arbeit die Emotionen sehr nahe an uns herankommen, ohne geht es nicht.

Wirz: Da liegt der Unterschied zu uns beim Gericht: Wir sind nicht unmittelbar involviert. Es hat ein gewisser Verarbeitungsprozess stattgefunden – und zwar sowohl beim Opfer wie beim Täter. Wenn Opfer vor Gericht auftreten, sind sie gut vorbereitet – zum Teil auch medikamentös. Der Täter hat meist ebenfalls eine Entwicklung gemacht, zeigt Reue. Und wenn man einen Fall mal nicht so gut verkraftet, kann man die Akte zur Seite legen und sie an einem anderen Tag weiter bearbeiten.

Wie gehen Sie damit um, dass in den Gefängnissen heute sehr viele Nationen und Religionen vertreten sind?

Nafzger: Das ist ein Problem. Ich habe während 14 Jahren in der Strafanstalt Pöschwies Supervisionen gemacht. Dort hatten wir damals bei den Insassen 68 Nationen und es gab pro Tag bis 12 verschiedene Menus. Auch bei den Konfessionen gab es alle Varianten. Die Insassen möchten jedoch nicht in erster Linie einen Seelsorger ihrer Konfession, sondern vor allem einen Gesprächspartner. Wer in die Strafanstalt kommt, ist von einem Moment auf den anderen völlig von der Welt abgeschottet. Er oder sie verliert alle bisherigen Rollen als Vater, Freundin, Arbeitnehmer oder Vereinsmitglied und wird nur noch über die Rolle als «Strafgefangener» definiert. Das löst sehr starke seelische Konsequenzen aus. Den Insassen stellt sich in der Regel nur noch eine existenzielle Frage: Wie halte ich das aus?

Wirz: Viele Leute sagen, die haben es schön im Gefängnis, die haben einen Fernseher und alles. Aber es geht nicht darum, dass ein Vegetarier auch im Gefängnis ein vegetarisches Menü bekommt. Sondern darum, dass man einfach

eingesperrt ist in einer kleinen Zelle. Man kann nicht schnell einkaufen oder seiner Familie anrufen. Man ist einfach in dieser Zelle.

Nafzger: Diese Leute sind 24 Stunden, Tage, Monate, Jahre eingesperrt, das vergisst man oft.

Wirz: Man ist zudem mit Leuten zusammen, die man nicht gewählt hat. Ich war für meine Dissertation im Untersuchungsgefängnis in Zürich. In einer Zelle waren drei Frauen eingesperrt: Eine wegen Drogendelikten, sie war HIV-positiv und hatte Hepatitis. Daneben eine Prostituierte und eine Mutter von zwei Kindern, die wegen eines Urkunden-deliktes einsass – das könnte im Prinzip auch eine Nachbarin von mir sein. Diese Frauen haben überhaupt keine Intimsphäre, auch das WC befindet sich in der Zelle, praktisch kaum abgetrennt. Je nach Auftragslage können die Gefängnisse den Insassen auch keine Beschäftigung anbieten, dann sind sie 23 Stunden am Tag eingesperrt. Eine Stunde täglich haben sie Ausgang.

Hat Ihnen die Weiterbildung zur Kriminologin geholfen, mit solchen Situationen umzugehen?

Ja sehr. Ich merke es an den Gesprächen mit anderen. Juristen haben nach ihrem Studium nicht zwangsläufig eine Ahnung davon, wie es in einem Gefängnis aussieht. So wie ich keine Ahnung von einer Firmengründung habe – obwohl ich das im Studium am Rande auch mitbekommen habe. Selbst wenn ich mich im Masterstudium auf Strafrecht spezialisiere, bleibt das Wissen oberflächlich.

Wenn man Ihre beiden Fachgebiete vergleicht: Kann man sagen, dass das Verbindende die Konfrontation mit den «menschlichen Abgründen» ist?

Vielleicht ist es die Faszination des Themas. Wenn man die Einstellung hat, «Ich will etwas gegen all die bösen Menschen tun», ist man am falschen Ort und verbittert





Wir lassen in unserer Arbeit die Emotionen sehr nahe an uns herankommen, ohne geht es nicht.

Willi Nafzger

irgendwann. Man sieht den gleichen Täter nämlich oft vier oder fünf Mal. Ich würde nicht unbedingt von der Faszination der Abgründe sprechen – letztlich haben wir alle solche Abgründe. Es gibt Situationen, in denen jeder Mensch in der einen oder anderen Art kriminell werden könnte.

Nafzger: Ich bin froh, dass Sie das so sagen. Meine Faszination an den Abgründen der Menschen liegt zwischen «Faszinosum» und «Tremendum». Einerseits ist das Gebiet spannend, gleichzeitig bekommt man aber auch Angst. Die Angst hat zur Folge, dass ich mich und meine eigenen dunklen Punkte anschau. Das geschieht etwa bei Fällen wie jenem Kirchgemeindepräsidenten, der seine Frau, nachdem sie ihn zehn Jahre lang betrogen hatte, plötzlich eines Nachts umbrachte. Da stelle ich mir die Frage: Könnte mir das nicht auch passieren? Es braucht oft unglaublich wenig, dass man plötzlich auf der anderen Seite steht ...

Herr Nafzger, Sie haben vor 20 Jahren das Nachdiplomstudium «Kirche im Straf- und Massnahmenvollzug» der Universität Bern konzipiert. Was gab den Anstoss dazu?

Die Kirche hat jahrelang ältere Pfarrerinnen und Pfarrer unter dem Motto «dort können sie sicher nichts falsch machen» in Altersheime, Spitäler und Gefängnisse geschickt. Aber diese Seelsorger kommen bei den heutigen Insassen von Strafanstalten nicht an – von denen müssen sie sich einiges gefallen lassen, sie müssen hart im Nehmen sein. Zudem ist das Personal der Strafanstalten heute gut ausgebildet, sie sind in Themen wie Jurisprudenz, Psychologie, Forensik oder Therapien bewandert. Mir ist damals klar geworden, dass der liebe Gott allein als Ausbildung für Gefängnisseelsorger nicht mehr ausreicht – um es pointiert zu formulieren. Es war klar, dass die Leute besser ausgebildet werden mussten. Das hat mich motiviert, das Nach-

diplomstudium – zusammen mit der KWB, dem heutigen-Zentrum für universitäre Weiterbildung ZUW – auf die Beine zu stellen.

Frau Wirz, Herr Nafzger hat gesagt, er habe durch seine Arbeit mehr über sich selbst erfahren. Haben Sie sich durch Ihr Nachdiplomstudium auch besser kennen gelernt?

Ja sicher. Gerade das Bewusstsein, dass gewisse Dinge einem selber auch passieren könnten. Man urteilt weniger schnell. Man weiss, dass hinter einer Tat viel mehr steckt, als man sieht. In der Weiterbildung habe ich gelernt, mich mehr zu hinterfragen. Es gibt einen Test, bei dem man eruieren kann, ob man die Kriterien für eine psychopathologische Störung erfüllt. Mit etwas Phantasie könnte man unter Umständen auch bei mir eine Störung finden.

Macht Ihnen das keine Angst?

Nein, überhaupt nicht. Ich war früher eher ängstlicher. Heute gilt für mich: Kenne deinen Feind. Der gefährliche Täter ist meistens nicht der böse Mensch, der das lange geplant hat.

Da könnte man ja Verfolgungswahn bekommen.

Ja. Aber bei mir ist das nicht so. Ich konnte mich mehr mit dem Phänomen des Verbrechens auseinandersetzen. Kriminalität ist etwas Menschliches. Die Augen zu verschliessen und zu sagen «damit will ich nichts zu tun haben», ist sicher nicht der richtige Weg.

Wie sieht das Geschlechterverhältnis aus?

Das Weiterbildungsstudium in Kriminologie besuchen wohl mehr Männer als Frauen. Das liegt wohl daran, dass Frauen mit Kindern eine Weiterbildung generell weniger oft anpacken – auch aus finanziellen Gründen. Viele Frauen



Es gibt Situationen, in denen jeder Mensch in der einen oder anderen Art kriminell werden könnte.

Sarah Wirz

denken, dass sie dieses Geld besser in die Familie investieren, gerade wenn sie bereits einen Hochschulabschluss haben. Deshalb habe ich die Weiterbildung rasch angepackt. Ich wusste: Jetzt bin ich frei, habe keine anderen Verpflichtungen.

Herr Nafzger, ist das Geschlechterverhältnis in Ihrem Studiengang ausgeglichen? Es gibt ja inzwischen sehr viele Theologinnen ...

Der Frauenanteil liegt bei 45 Prozent.

Wie bewegen sich Frauen im männerdominierten Umfeld der Strafanstalten?

Das geht gut. Wir legen auch Wert darauf, dass es mehr Frauen beim Personal hat. Ich war früher skeptisch. Aber nach den ersten Erfahrungen in der Strafanstalt Pöschwies habe ich meine Meinung geändert. Die Frauen verändern die Gesprächskultur in dieser derben Männerwelt, das ist sehr positiv.

Wirz: Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Insassen höflich und zuvorkommend sind. Als ich zum ersten Mal im Gefängnis war, sagten sie: Es ist schön, wieder einmal eine Frauenstimme zu hören. Nicht einmal: Es ist schön, einen Frauenkörper zu sehen. Sie waren dankbar für diese Abwechslung. Despektierliche Insassen habe ich selten erlebt.

Der Studiengang «Kriminologie» wird von Personen absolviert, die aus unterschiedlichen Fachgebieten wie den Rechts- und Sozialwissenschaften oder der Psychologie stammen. Wie haben Sie diese Zusammensetzung erlebt?

Sehr spannend. Ich kann mich an eine Situation erinnern, in der wir darüber diskutierten, wie man an einen Tatort heran geht. Der Polizist hat sofort gesehen, dass die

Schubladen falsch geöffnet waren. Für ihn war klar: Das ist konstruiert. Wir Juristen hingegen waren viel zögerlicher, wir wären nie darauf gekommen. Aus diesen Erfahrungen kann man sehr viel lernen.

Herr Nafzger, Sie blicken auf 20 Jahre Weiterbildung für Gefängnisseelsorger zurück. Was hat das Nachdiplomstudium gebracht, hat sich die Qualität der Arbeit der Pfarrerinnen und Pfarrer verändert?

Die Erfahrung und Evaluationen zeigen, dass wir inzwischen ernst genommen werden. In den Kantonen Bern und Zürich ist die Absolvierung des Studiengangs heute Bedingung, um eine Stelle als Gefängnisseelsorger antreten zu können. In anderen Kantonen kommt das noch. Die Latte liegt deutlich höher als früher.

Frau Wirz, Sie arbeiten heute als Gerichtsschreiberin. War Ihr Nachdiplomstudium bei der Bewerbung ein Thema?

Ja. Ich war noch in der Weiterbildung, als ich mich um die Stelle bewarb. Eigentlich suchten sie einen Mann, da an diesem Gericht schon sehr viele Frauen tätig sind. Es wurden nur Männer zum Vorstellungsgespräch eingeladen – und ich. Das Nachdiplomstudium war somit ein Wettbewerbsvorteil.

Kontakt: Wirz Sarah, sarah.wirz@bd.so.ch;

Willi Nafzger, w.nafzger@vtxmail.ch



Thomas Hardmeier-Bühlmann, Executive Master of Public Administration

Für eine gesunde Gesellschaft

Zu viele übergewichtige Kinder, Gefahr einer Masern-Epidemie, steigende Krankenkassenprämien: Diese Themen aus der Tagespresse illustrieren die Aktualität von Public Health – auch öffentliche Gesundheit oder Gesundheitswissenschaften genannt. Seit 1992 bieten die Universitäten Basel, Bern und Zürich einen gemeinsamen Studiengang an.

Von Karin Faisst und Lara Modolo

Public Health beziehungsweise «Santé Publique» setzt sich für die Schaffung und Sicherung gesunder Lebensbedingungen für die Menschen ein. Während Public Health in vielen Ländern eine grosse Bedeutung hat, ist das Thema und damit auch Prävention und Gesundheitsförderung in den deutschsprachigen Ländern eher wenig entwickelt.

Bis Anfang der 90er Jahre war es folglich auch in der Schweiz nicht möglich, die Disziplin Public Health zu studieren oder sich darin weiterzubilden. Mit den «Sondermassnahmen des Bundes zugunsten der universitären Weiterbildung» vom März 1990 wurde ein wichtiger Anstoss zur Schaffung eines Weiterbildungsangebotes für Public Health in der Schweiz gegeben. Im Zuge dieser Entwicklung haben die Institute für Sozial- und Präventivmedizin (ISPM) der Universitäten Basel, Bern und Zürich gemeinsam ein breit abgestütztes Public Health Weiterbildungsprogramm in der Deutschschweiz entwickelt und kontinuierlich weiter ausgebaut. Aktuell besteht die Möglichkeit, sich gezielt zu Einzelfragen weiterzubilden und Einzelmodule zu besuchen oder einen universitären Weiterbildungsabschluss anzustreben und zwischen einem Zertifikats-, einem Diplom- oder einem Masterstudiengang zu wählen.

Das Weiterbildungsprogramm richtet sich an Akademikerinnen und Akademiker mit einer Vorbildung in Medizin, Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Teilnehmenden vertreten zudem ein breites Spektrum an Akteuren im Gesundheits-

wesen wie zum Beispiel Spitäler, ärztliche Grundversorgende, kantonale Gesundheitsdienste, Bundesbehörden, Non-Profit-Organisationen, Beratungsstellen oder Forschungsinstitutionen. In den letzten Jahren wuchs auch der Anteil von Personen, die in der Pharmaindustrie und bei Versicherern beschäftigt sind. 250 Personen haben bislang den Titel «Master of Public Health» im Programm erworben, davon besetzt eine Vielzahl Schlüsselpositionen im schweizerischen Gesundheitswesen.

Interdisziplinär, flexibel, praxisnah

Der interdisziplinäre Ansatz von Public Health ist ein Kernstück der Ausbildung. Ziel ist die Vermittlung von gemeinsamen Perspektiven und Zielen. Als gemeinsame Basis dienen konzeptionelles Denken, methodische Instrumente, Fachkenntnisse und -kompetenzen, die in den Disziplinen Epidemiologie, Biostatistik, Prävention und Gesundheitsförderung, Health Policy and Health Management sowie in verschiedenen anderen Fächern vermittelt werden. Zudem besteht die Möglichkeit des Erfahrungsaustausches und der Vernetzung mit aktuellen und künftigen Public-Health-Expertinnen und -Experten.

Die modulare und interuniversitäre Struktur des Programms bietet den Studierenden maximale Flexibilität in der Planung und Gestaltung ihres Studien- und Berufslebens. So kann das gesamte MPH-Curriculum für den Masterabschluss je nach persönlichen und beruflichen Ressourcen

individuell gestaltet und in zwei bis fünf Jahren berufsbegleitend durchlaufen werden.

Das Programm bietet jährlich 36 verschiedene 2- bis 10-tägige Module an, die grundsätzlich allen Public-Health-Interessierten aus der Schweiz und dem Ausland offen stehen. Engagierte Dozierende aus dem akademischen und praxisnahen Umfeld sichern einen Ausbildungsstandard auf hohem universitärem Niveau. Insgesamt dozieren in den Modulen jährlich rund 150 Public-Health-Expertinnen und -Experten aus dem In- und Ausland. Eine begleitete Projektarbeit mit Master-Thesis am Ende des Masterstudiums gibt den Teilnehmenden zudem die Gelegenheit, das Gelernte in die Praxis umzusetzen und so den Erwerb einer professionellen Handlungskompetenz unter Beweis zu stellen.

Auf den Arbeitsmarkt ausgerichtet

Qualitätsmanagement ist ein integraler Bestandteil des Weiterbildungsprogramms. Dazu zählen zum Beispiel standardisierte Modulevaluationen und Monitoring des Studienerfolgs der Teilnehmenden. 2001 wurde der Studiengang in einem internationalen Peer-Review-Prozess durch ASPHER (Association of Schools of Public Health in the European Region) begutachtet. Die nationale Akkreditierung folgte 2005. Der Studiengang erhielt damit als einer der ersten in der Schweiz im Bereich Gesundheitswesen/Medizin ein Qualitätszertifikat, das international ausgerichtete Qualitätsstandards bescheinigt.

In den letzten Jahren waren nationale und internationale Entwicklungen im Bereich der modernen Aus- und Weiterbildung für die Weiterentwicklung des Studiengangs massgebend. Waren bislang die Lerninhalte für die Konzeption des Angebots entscheidend, stehen heute die zu erwerbenden Kompetenzen im Mittelpunkt, die sich an den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes orientieren. Im Rahmen einer umfassenden Studienreform wurde dieser Schritt im Studiengang vollzogen.

Dazu wurden ausgewählte Public-Health-Expertinnen und -Experten eingeladen, in einem mehrstufigen Prozess ein Set von Kernkompetenzen im Bereich Epidemiologie/Biostatistik, Gesundheitsförderung- und Prävention sowie für den Bereich Gesundheitssysteme zu definieren. Neue didaktische Lernaktivitäten für die Vermittlung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten wurden eingeführt. Im Jahr 2008 wurde das neue Konzept erstmals praktisch umgesetzt. Eine umfassende Evaluation der einzelnen Module basierte auf einer Analyse der Modulunterlagen, Expertenbeobachtungen, schriftlichen Befragungen der Studierenden sowie halbstrukturierten Interviews mit Studierenden und Dozierenden.

Die Ergebnisse der Evaluation zeigen, dass die Studierenden die Mehrzahl der neuen kompetenzorientierten Module schätzen und von ihnen profitieren. Als grösste Stärken werden die hohe Fachkompetenz sowie das Engagement der Dozierenden bewertet. Das grösste Optimierungspotential wird in Bezug auf didak-

tische Elemente des Unterrichts eruiert. Ein neu höherer Anteil an Selbststudium wird von den Studierenden positiv beurteilt, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass der Mehraufwand ein bestimmtes Mass nicht überschreitet. Die Ergebnisse der Evaluation bestätigen, dass der Wechsel weg von der Lehrorientierung hin zur Lernorientierung neue Anforderungen an die didaktischen Fertigkeiten der Dozierenden in der Aus- und Weiterbildung stellt. Unterstützungsangebote für Dozierende wie zum Beispiel Train-the-Trainer-Seminare oder individuelle Beratungen durch Didaktikexpertinnen und -experten sind daher weitere wichtige begleitende Massnahmen für die Sicherung und Weiterentwicklung der Qualität.

Wachsendes Angebot, steigende Nachfrage

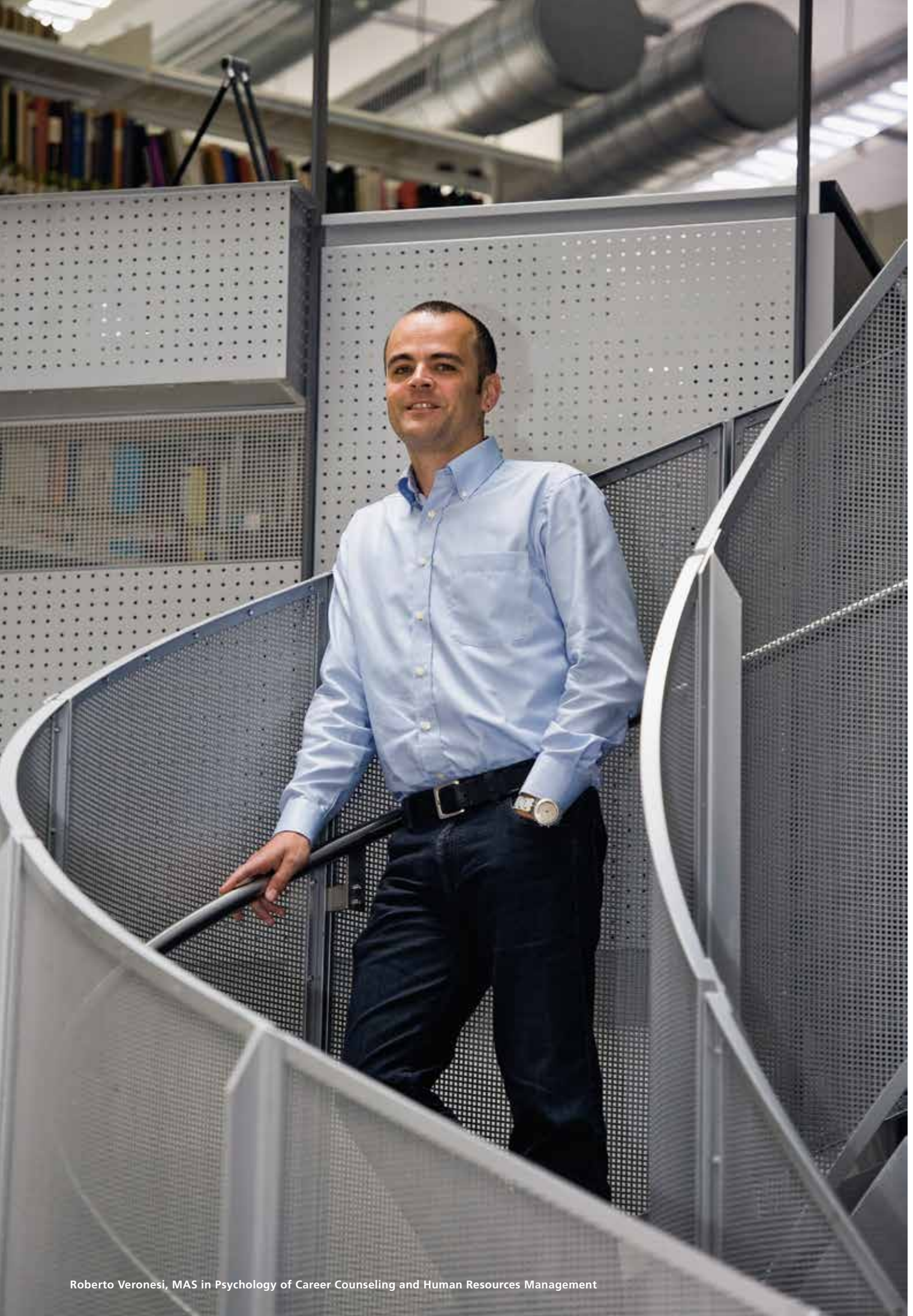
Seit 2005 ist der Weiterbildungsstudiengang Public Health der Swiss School of Public Health (SSPH+) angeschlossen. Gemeinsame Aktivitäten mit der SSPH+ zielen darauf ab, die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen schweizerischen universitären Programmen in Public Health und Gesundheitsökonomie zu stärken und den Austausch von Studierenden und Dozierenden zu fördern. Dazu zählen beispielsweise eine Summer- und Winterschool sowie regelmässige Workshops zu aktuellen Themen. So können die Teilnehmenden aus einem noch breiteren Angebot an interessanten Modulen in der ganzen Schweiz wählen, neue Netzwerke knüpfen und damit die Inhalte ihres Studiums noch

besser auf ihre individuellen Bedürfnisse abstimmen.

In den letzten Jahren stieg in der Schweiz die Gesamtnachfrage nach berufsbegleitenden Weiterbildungen mit anhaltendem Trend zu hochwertigen, nationalen oder international anerkannten Abschlüssen. Der Weiterbildungsstudiengang Public Health bietet einen solchen Abschluss, der Arbeitskräfte mit ausgewiesener Expertise für die Praxis qualifiziert und in die Lage versetzt, Impulse zu setzen, Perspektiven zu öffnen und Leitungsfunktionen zu übernehmen. Als Ausdruck der Wertschätzung des Arbeitsmarktes wird der Titel auch in Stellenausschreibungen zunehmend häufiger als Zusatzqualifikation gewünscht.

Kontakt: Dr. med. Karin Faisst, MPH MAE
Koordinationsstelle Public Health, Institut für
Sozial- und Präventivmedizin der Universität
Zürich, Hirschengraben 84, CH-8001 Zürich,
karin.faisst@ifspm.uzh.ch





Roberto Veronesi, MAS in Psychology of Career Counseling and Human Resources Management

Tanzkultur an der Universität

Getanzt wird mit dem Körper und nicht mit dem Kopf – was hat Tanz also an der Universität zu suchen? Ein einzigartiges Pionierprojekt der Universität Bern liefert Antworten: Seit 2002 gibt es hier das Weiterbildungsangebot TanzKultur.

Von Claudia Rosiny

Tanz als Kunstsparte geniesst seit den 1980er Jahren national und international eine wachsende Anerkennung. Verantwortlich dafür sind international bekannte Choreographinnen und Choreographen wie Pina Bausch, Merce Cunningham oder William Forsythe und eine lebendige zeitgenössische Tanzszene, die sich zwischen Postmodern Dance, Tanztheater, Performance und weiteren Stilelementen wie HipHop, Tango bis hin zu östlichen Tanztraditionen bewegt und Festivals und Veranstaltungsorte belebt. Trotzdem fehlt dem Tanz immer noch eine wissenschaftliche Anerkennung, wie es in der bildenden Kunst, der Musik oder im Theater im Hochschulbereich selbstverständlich ist. Der Tänzerberuf wurde in der Schweiz erst im Februar 2009 auf eidgenössischer Ebene offiziell anerkannt, eine klassische Berufsausbildung wird in Zürich angeboten, eine zeitgenössische in Lausanne/Genf geplant. Kunstausbildungen sind in der Schweiz seit kurzem auf Fachhochschulebene angesiedelt, im Tanz besteht allerdings bisher noch kein höheres Ausbildungsangebot. Der Versuch der Zürcher Hochschule der Künste einen Bachelorlehrgang in zeitgenössischem Tanz aufzubauen ist vorerst noch nicht geglückt. Im Kopf vieler Verantwortlicher ist der Tanz noch nicht auf Universitätsstufe angekommen – im angloamerikanischen Raum hingegen bieten Universitäten Tanz seit Jahrzehnten selbstverständlich in Theorie und Praxis an.

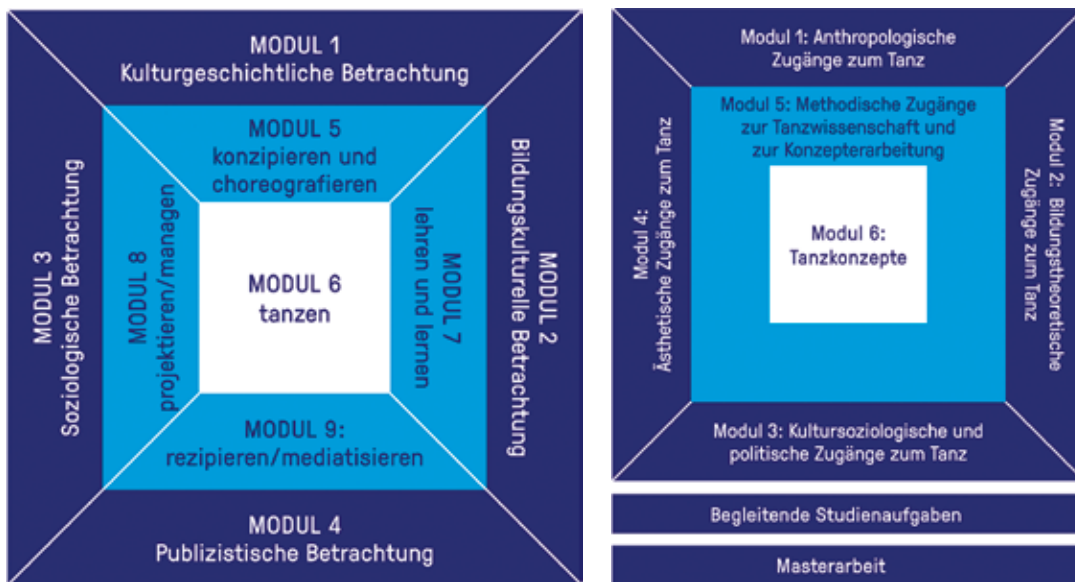
Tanz als eigenständiges Wissenschaftsthema

Das Weiterbildungsangebot TanzKultur entstand auf Initiative von Margrit Bischof, Dozentin für Tanz am Institut für Sport und Sportwissenschaft (ISPW) an der Universität Bern in einem Umfeld boomender Weiterbildungsangebote wie beispielsweise im Kulturmanagement, und zwar Jahre bevor Berufsausbildung und Fachhochschulpläne in der Schweiz etabliert wurden. Konzipiert wurde der Lehrgang ab 1998 von einer Gruppe aus Fachleuten: Vertretung der Uni Bern (ISPW), Personen aus der Tanzwissenschaft, Tanzkunstszene, Tanzpädagogik und einer externen Beratung. Ziel war es, ein breit angelegtes weiterbildendes Studienangebot für professionelle Tanzschaffende im Tertiärbereich aufzubauen und einen Beitrag zur wissenschaftlichen Institutionalisierung des Tanzes zu leisten. Im Wissen darüber, dass der Tanz in verschiedenen universitären Fächern wie Theater-, Musik- oder Sportwissenschaft bereits thematisiert, aber noch zu wenig eigenständig behandelt wurde, lag das universitäre Umfeld nahe. Die Grundidee des Studiengangs war von Anfang an nicht auf eine fachtechnische oder pädagogische Weiterbildung ausgerichtet, sondern darauf, Tanz als gesellschaftliches und kulturelles Phänomen unter verschiedenen wissenschaftlich-universellen (im Sinne eines breit gefächerten Universitätsverständnisses) Perspektiven zu betrachten und sich mit den entsprechenden wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnissen auseinander-

zusetzen. Aus diesem Ansatz entstand schon zu Beginn ein Konzept von Modulen (siehe Abb. S. 26), das bis heute in Diplom- und Masterstudiengängen weiter verfolgt wird: Um das Modul 6 «tanzen» im Kern des DAS werden als äusserer wissenschaftlicher Rahmen vier wissenschaftliche, theoretische Perspektiven in den Modulen «Kulturgeschichtliche Betrachtung», «Bildungskulturelle Betrachtung», «Soziologische Betrachtung» und «Publizistische Betrachtung» neben vier praktisch ausgerichteten Modulen angeboten. Die kulturgeschichtliche Betrachtung bildet auch im MAS das Fundament einer vertieften wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Tanz – im Master of Advanced Studies wird die universitäre Sichtweise nochmals klar erkennbar: In welchem wissenschaftlich erkundeten Umfeld entwickelt und manifestiert sich der Tanz – als Element der Kulturosoziologie und -politik, als anthropologisches, bildungstheoretisches und ästhetisches Phänomen? Ziel des Masterangebots ist es, die Teilnehmenden über den Blick hinter Konzeptionen in verschiedenen Bereichen zu befähigen, eigene Konzepte zu entwickeln. Das heisst, die Absolventinnen und Absolventen des Studiengangs wirken aktiv und reflektierend in ihrem beruflichen Umfeld.

Die Besten an einem Ort

Das berufsbegleitende Weiterbildungsangebot TanzKultur bezieht Tanzschaffende und Tanzlehrende, aber auch Kultur-, Bildungsverantwortliche und Medienfachleute mit ein – sowohl bei den Teilneh-



Themenübersicht zur Diplom- und Masterausbildung (rechte Abb.).

menden als auch bei den Dozierenden. Dadurch hat sich im ureigensten Sinne der Universität als «universitas magistrorum et scholarium», eine Gemeinschaft und ein Austausch von Lehrenden und Lernenden der Tanzkultur etabliert. Über die Jahre fanden künstlerisch Tätige, Tanzschulleiterinnen, Journalistinnen und Organisatorinnen Anregungen und wissenschaftliche Kompetenzen, um sich in ihrem individuellen Berufsumfeld weiter zu entwickeln; darunter Personen mit ganz unterschiedlichen Werdegängen wie Tanzhochschulausbildungen im Ausland, Wirtschafts-, Jura-, Soziologie-, Psychologie- oder Sportstudium, kombiniert mit Interessen und professionellen Erfahrungen in verschiedensten Tanzstilen – vom klassischen oder modernen bis zu orientalischen Tanzformen, HipHop oder Tango. Eine Weiterbildung bietet keine Garantie für einen besser bezahlten Job; doch aus den bisherigen Erfahrungen hat sich gezeigt, dass viele mit diesem Abschluss der Tanzszene neue Impulse geben können und neue Herausforderungen suchen. Die Titel und Themen der Abschlussarbeiten zeigen, wie die Teilnehmenden ihren persönlichen Hintergrund und ihr eigenes Interesse in Forschungsarbeiten transferiert haben: «Tanzen zu Live-Musik – ein Muss oder ein Mythos?», «Videoeinsatz in zeitgenössischen Choreographien», «Vermittlung klassischer Tanztechnik heute» oder auch «Tanz in der Geburtsvorbereitung». Aufgrund der Einzigartigkeit des Angebots und der Pionierleistung in der Weiterbildungslandschaft konnten von Anfang an die besten Fach-

kräfte der jungen Tanzwissenschaft gewonnen werden – und diese sind der Tanzkultur bis heute treu geblieben. Von daher profitieren die Teilnehmenden sozusagen von einem Kondensat der besten Dozierenden, die sie sonst nur an den verschiedenen Universitäten in Salzburg, Berlin, Hamburg, Giessen oder Bern erleben könnten.

Ein Vorbild fürs Ausland

Von Anfang an wurde ein interfakultärer Austausch gesucht – zum Institut für Theaterwissenschaft der Uni Bern, notabene das einzige theaterwissenschaftliche Angebot in der ganzen Schweiz, das seit kurzem einen MA Tanzwissenschaft anbietet. Christina Thurner, seit 2007 Assistenzprofessorin für Tanzwissenschaft ist Mitglied der Programmleitung und Dozentin. Das ISPW als tragendes Institut ist mit dem Präsidium der Programmleitung durch Professor Roland Seiler, die humanwissenschaftliche Fakultät mit zwei weiteren Professoren und das Zentrum für universitäre Weiterbildung mit dem Direktor Andreas Fischer vertreten. Dem Engagement von Andreas Fischer und der ZUW ein solches, zuerst eher ungewöhnlich erscheinendes Weiterbildungsangebot zu unterstützen, ist es zu verdanken, dass die Tanzkultur auch im Ausland eine hohe Anerkennung genießt und zum Vorbild, beispielsweise eines neuen Angebots an der Deutschen Sporthochschule in Köln wurde. Weiterbildungsangebote sind der Dynamik eines Marktes unterworfen. Studien- und Programmleitung verfolgen die Entwick-

lungen in der Bildungslandschaft sorgfältig. Deshalb wird sicher zukünftig auch auf die Ausbildungen im Fachhochschulbereich reagiert werden, sobald ein Bedarf erkennbar wird. Festgehalten wird dennoch am universitären Prinzip – der wissenschaftlich geschärften Reflexion eines Gegenstandes, der nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Körper erlebt und gedacht werden kann. Der Tanz als universitäres Fach hat das Potenzial in progressiver Weise Theorie und Praxis zu verknüpfen, vielfältige wissenschaftliche Methoden zu erproben und kann damit dem kopflastigen deutschsprachigen Universitätsverständnis neue Perspektiven eröffnen.

Kontakt: Dr. Claudia Rosiny,
crosiny@tanztage.ch

Claudia Rosiny, Tanz- und Medienwissenschaftlerin, lange Jahre mitverantwortlich für die Berner Tanztage, promovierte 1997 an der Universität Bern im Fach Theaterwissenschaft zum Thema Videotanz. Sie war bereits Mitglied der Planungsguppe Weiterbildungsangebot Tanzkultur und ist seither als Dozentin und Mitglied der Programmleitung dem Studienangebot verbunden.



Marianne Hofer, Studentin im Grundkurs Russisch

Hochschuldozierende lernen besser zu unterrichten

Jährlich nutzen etwa 500 Teilnehmende das hochschuldidaktische Kursangebot an der Uni Bern. Etwa 15 Hochschullehrende schliessen jedes Jahr den Weiterbildungsstudiengang mit einem Zertifikat ab und erwerben damit eine immer wichtiger werdende Zusatzqualifikation.

Von Thomas Tribelhorn

«Ich fühle mich nach dem Unterricht unzufrieden, weil ich merke, dass die Studierenden sich einerseits ungenügend auf die Lehrveranstaltung vorbereitet haben und andererseits den Unterricht ziemlich passiv konsumieren. Wie kann ich ein solches Verhalten antizipieren und verhindern bzw. darauf reagieren?», fragt sich ein Dozent. Ein anderer stellt fest: «Diskussionen zum Thema der Seminarsitzung kommen nur schwer in Gang, während Diskussionen zu allgemeinen (oder weltanschaulichen) Themen zwar eifrig geführt werden, aber mit dem Seminarthema oftmals nicht mehr viel zu tun haben beziehungsweise zu diesem wenig beitragen. Wie kann ich hier besser steuern?» Und eine dritte: «Ich wurde gebeten, an einem Montagnachmittag eine Weiterbildungsvorlesung zu halten. Dies von 16.30 bis 18.30 Uhr, nachdem die Kursteilnehmenden bereits seit 9 Uhr morgens verschiedene Referenten gehört haben. Wie halte ich die Leute bei der Stange? Zudem soll in diesen zwei Stunden das halbe Fachgebiet behandelt werden. Überblick oder Fokussierung auf wenige Themen auf Kosten anderer. Was ist wohl besser?»

Wer Hochschulunterricht kennt, dem sind solche Situationen bekannt. Sie wurden von Teilnehmenden der hochschuldidaktischen Weiterbildung an der Universität Bern beschrieben. In Kursen, Workshops, Arbeitsgruppen oder in Beratungssitzungen erwerben sie sich die nötigen Kompetenzen, um auf Herausforderungen im Unterricht angemessen reagieren zu können. Die stetige Entwicklung der Hochschullandschaft und diverse Reformprojekte ziehen immer mehr Fragen zum Unterricht nach sich. Diese erfordern Wissen und vor allem Handlungskompetenzen, welche die Dozierenden nicht im Wissenschaftsalltag erwerben. Dies haben viele Hochschulen in der Schweiz und im Ausland seit längerem erkannt. Im Zuge der

Qualitätsentwicklung ist ihnen auch die Qualität der Lehre ein Anliegen. Die Nachweispflicht von Lehrkompetenz auf Hochschulstufe wird in immer mehr Ländern gesetzlich verankert. Wurde früher bei akademischen Stellenbesetzungen das Schwergewicht vor allem auf den wissenschaftlichen Leistungsausweis gelegt, so spielen heute zunehmend hochschuldidaktische Kompetenzen eine Rolle.

Die nächste Reform kommt bestimmt

Weiterbildung in Hochschuldidaktik sichert und entwickelt unmittelbar die Qualität der Lehre, indem sie didaktisch relevantes Wissen an Dozierende weitergibt und ihnen den Erwerb nachhaltiger, professioneller Kompetenzen ermöglicht; diese sind im Übrigen auch ausserhalb der unmittelbaren Lehrtätigkeit hilfreich. Damit stärkt die Hochschuldidaktik die Position der Teilnehmenden auf dem akademischen Arbeitsmarkt. Der Stellenwert der Lehre wird in den nächsten Jahren stark zunehmen, der Erneuerungsdruck wird weiter steigen. Nach gut zehn Jahren Bologna-Reform geht die Schweizer Hochschullandschaft in eine weitere Phase. Die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) hat für die Periode 2009 bis 2011 drei Schwerpunkte gesetzt, wovon zwei die Hochschullehrenden wieder direkt betreffen werden: erstens die Entwicklung und explizite Formulierung von Lernergebnissen (Learning Outcomes) für universitäre Bildungsangebote im Sinne von Abgangskompetenzen und zweitens die Umsetzung des nationalen Qualifikationsrahmens (nqf.ch–HS) in der Schweiz. Dozierende müssen folglich Bescheid wissen über hochschuldidaktische Planung sowie über entsprechende Handlungskompetenzen verfügen, um die Entwicklungsprozesse nicht nur aus der Peripherie verfolgen, sondern sich aktiv und kritisch konstruktiv beteiligen zu können.

Zeitgemäss und flexibel zum «Certified Teacher»

Hochschuldidaktische Weiterbildung orientiert sich an aktuellen Erkenntnissen aus Psychologie, Erwachsenenbildung, Neurowissenschaften, Soziologie und weiteren Nachbardisziplinen. Diese liefern ausserdem die Leitlinien und Grundlagen, aus denen wichtige Prinzipien zur Konzeption des Weiterbildungsstudienganges «CAS Hochschullehre/Higher Education» an der Uni Bern abgeleitet wurden. Dazu gehören neben einer hohen Flexibilität die Handlungs-, Teilnehmer- und Praxisorientierung sowie die Möglichkeit zur Vernetzung.

Die Theorie-Praxis-Verbindung gilt als wichtiges Qualitätskriterium wissenschaftlicher Weiterbildung. Fallbasiertes Lernen anhand eigener Lehrsituationen steht im Zentrum der hochschuldidaktischen Weiterbildung in Bern. Die Tätigkeit in der Lehre (und in deren Peripherie) ist integraler Bestandteil der Lernleistung für den Studiengang. Der Unterrichtsalltag der Teilnehmenden wird zum Inhalt der Veranstaltungen. Die Leistungskontrollen entstehen aus Konzepten, die in der Praxis erprobt werden. Ein Teil des Arbeitsaufwandes für die Weiterbildung liegt dadurch im Bereich dessen, was die Teilnehmenden im Alltag ohnehin erledigen müssen.

Der lange Weg vom Wissen zum Handeln soll bereits in Weiterbildungskursen verkürzt werden. Vertiefte Lernprozesse finden nur in aktiver Auseinandersetzung mit den Inhalten statt. Die Kursleitenden arbeiten daher transferorientiert mit aktivierenden didaktischen Methoden und fördern Handlungskompetenzen in kleinen Kursgruppen. Exemplarische Inhalte haben Vorrang. Deren Umsetzung in die Praxis wird mit entsprechenden Trainings und Anwendungen besonders berücksichtigt.

Das Erfahrungswissen der Teilnehmenden wird in bewusst gemischten





Gruppen genutzt. Das heterogene Publikum setzt sich primär aus Dozierenden von Universitäten, Fachhochschulen, pädagogischen Hochschulen und höheren Fachschulen zusammen. Interdisziplinäre Gruppen stellen vielfältige Perspektiven auf die Kursthemen sicher. In den Kurs- und Transfergruppen entstehen oft überdauernde Verbindungen, beispielsweise für Gemeinschaftsprojekte. Alle Absolventinnen und Absolventen bleiben bei den Alumni weiterhin in Kontakt miteinander.

Eine flexible Struktur erleichtert die berufsbegleitende Weiterbildung erheblich. Der Einstieg in den Studiengang ist jederzeit möglich. Teilnehmende gestalten ihr individuelles Programm und belegen aus dem Wahlpflichtangebot mindestens einen Kurs pro Modul. Verschiedene Kursleitende, Schwerpunkte oder Kursdaten gewährleisten die Wahl nach eigenem Gusto. Unterschiedliche Formate, Daten und Moderierende stellen die Individualisierung auch bei den Vertiefungen sicher. Die Hälfte davon kann in Arbeitsgruppen nach bestimmten Vorgaben selbstorganisiert sein. Wer sich noch nicht entschieden hat, besucht zuerst Einzelkurse und lässt sie sich später für den Studiengang anrechnen.

Dynamische Entwicklung des Berner Programms

An der Uni Bern wurde ab Mitte der 90er Jahre eine kleine Serie von Weiterbildungskursen zu hochschuldidaktisch relevanten Themen durchgeführt. Das damalige Programm der Koordinationsstelle für Weiterbildung (heute ZUW) wurde bedarfsgerecht erweitert. Mit der Lancierung des flexiblen Studiengangs im Jahr 2002 übernahm die Berner Hochschuldidaktik eine Pionierrolle. Heute sind rund 45 Kurse und Workshops im gut etablierten Angebot, die sich über folgende sechs Themenbereiche verteilen: Planung und Entwicklung von

Lehrangeboten, Methoden der Vermittlung, Betreuung von Studierenden, Assessment der Studierenden, Qualitätssicherung der Lehre und der eigenen Lehrtätigkeit, Selbstmanagement und Professionalität im Hochschulkontext. Pro Modul werden mehrere Kurse zu verschiedenen Daten und von unterschiedlicher Dauer angeboten. Interessierte können ihre Weiterbildungsaktivität ausbauen bis zum Zertifikat der Uni Bern im Rahmen von 15 ECTS-Punkten. Seit Beginn des Programms wird jeder hochschuldidaktische Kurs im Sinne eines Monitorings laufend evaluiert. Seit 2006 wird der gesamte Studiengang zusätzlich mit einer jährlichen Absolventinnen-, Absolventenbefragung überwacht. Die Ergebnisse belegen eine hohe Zufriedenheit der Teilnehmenden und verdeutlichen die berufliche Relevanz des Zertifikates. Die Finanzierung des Programms durch die Universität ermöglicht den Mitarbeitenden der Uni Bern eine kostenlose Teilnahme.

Neben Kursprogramm und Studiengang bietet die Hochschuldidaktik individuelles Coaching oder Teambberatung für Entwicklungsprojekte an. Mit der eigenen Publikationsreihe «Beiträge aus der hochschuldidaktischen Praxis» (Haupt Verlag) werden ausgewählte Abschlussarbeiten regelmässig als Fallbeispiele zeitgemässen Hochschulunterrichts veröffentlicht. Die Teilnahme an den praxisorientierten professionellen Lerngemeinschaften vernetzt das akademische Personal untereinander. Zeitgemässe Lehr-Lern-Methoden minimieren träges Wissen und unterstützen den Transfer in die Lehrpraxis der Teilnehmenden. Dadurch sichern sie direkt die Qualität des Lehrangebotes der Universität Bern. Im Rahmen des Studiengangs entstandene Projekte stellen aktive Beiträge an die Unterrichts- und Studiengangsentwicklung dar. Damit leistet Hochschuldidaktik auch einen wichtigen Beitrag zur Organisationsentwicklung.

Die Berner Hochschuldidaktik: Lokal offeriert, national vernetzt, international abgestützt

Hochschuldidaktik der Universität Bern
Am Anfang stand ein kleines Kursangebot der damaligen KWB (Koordinationsstelle für Weiterbildung). Heute steht den Lehrenden ein breites Angebot zur Verfügung (www.zuw.unibe.ch/content/wbzuhd/index_ger.html). Im Haupt Verlag erscheint die eigene Publikationsreihe mit Best-Practice-Beispielen aus dem Hochschulunterricht. Wer den Newsletter abonnieren will registriert sich auf der Webseite (kwb.unibe.net/members/newsletter.php).

SFDN (Swiss Faculty Development Network)

Der Schweizer Verband der Hochschuldidaktik wurde 2000 gegründet. Im Netzwerk schliessen sich alle in der Hochschuldidaktik tätigen Abteilungen, Arbeitsgruppen oder Einzelpersonen der öffentlichen Schweizer Hochschulen zusammen. Die Hochschuldidaktik der Uni Bern ist Gründungsmitglied (www.sfdn.ch).

ICED (The International Consortium for Educational Development)

Gegründet 1993 als weltweite Vereinigung vieler nationaler Hochschuldidaktik-Verbände. Zurzeit sind rund 25 nationale Netzwerke als Mitglieder registriert (www.osds.uwa.edu.au/iced).

Kontakt: *Thomas Tribelhorn, Zentrum für universitäre Weiterbildung, Leiter der Hochschuldidaktik an der Universität Bern, Co-Präsident SFDN (Swiss Faculty Development Network), thomas.tribelhorn@zuw.unibe.ch*
Allgemeine Informationen unter:
hd@zuw.unibe.ch

Schulversager wollen «echte Kerle» sein

Jungen sind schlechter in der Schule als Mädchen. Schuld daran sind unter anderem traditionelle Rollenvorstellungen – und nicht etwa der hohe Anteil weiblicher Lehrkräfte. Dies zeigt eine gemeinsame Studie der Universität und der Pädagogischen Hochschule Bern.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Es gibt sie in jeder Klasse: Die Störenfriede, die lieber auf ihrem Pult rumkritzeln, die Lehrerin ärgern oder ihre Kameraden unterhalten, statt dem Unterricht zu folgen. Dieses Verhalten ist typisch für viele Jungen. Und kann zur Folge haben, dass der männliche Nachwuchs schlechtere Noten nach Hause bringt und als «Schulversager» endet – sprich: Einen schlechten Schulabschluss auf tiefem Niveau (Realschule) macht und später schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt hat.

Der im Vergleich zu Mädchen höhere Anteil von solchen Schulversagern hat Politiker und Fachleute auf den Plan gerufen. Besonders verbreitet ist die These von der «Kuschelpädagogik», die in den letzten Jahren im Schulzimmer Einzug gehalten habe und die Jungen diskriminiere. Im Klartext: Lehrerinnen könnten durch ihren «weiblichen» Lehrstil den Bedürfnissen der Jungen nicht entgegen kommen. Durch die Feminisierung des Lehrberufs würden junge Männer damit zu Bildungsverlierern. «Wir wollten diese These wertneutral überprüfen», sagt Andreas Hadjar. «Als Soziologe gehe ich davon aus, dass man nicht auf biologische Faktoren zurückgreifen kann, um solche Phänomene zu erklären.» Der Bildungsoziologie ist Ko-Leiter einer Studie der Universität Bern und der Pädagogischen Hochschule Bern und kommt zum Schluss: «Das Geschlecht der Lehrperson hat keinen Einfluss auf die Noten der Jungen.» Doch ihm und seiner Kollegin Elisabeth

Grünewald von der PH ging es nicht einfach darum, die These von der Feminisierung zu prüfen. Sie wollten wissen, welche Faktoren zum Misserfolg von Jungen in der Schule beitragen. Denn eines ist für Hadjar klar: «Die Jungen sind im Vergleich zu früheren Generationen nicht einfach schlechter geworden. Es ist vielmehr so, dass die Mädchen enorm aufgeholt und ihre Altersgenossen abgehängt haben.» Um die Gründe dafür zu eruieren, hat das Forscherteam im Kanton Bern 872 Schülerinnen und Schüler der 8. Klasse befragt und zwar auf den Stufen Real-, Sekundar- und Spezial-Sekundarniveau. Dabei wurde eine repräsentative Auswahl an Schulen – und damit eine möglichst breite soziale Vielfalt sowie eine Mischung von Stadt- und Landschulen – angestrebt. Die Schülerinnen und Schüler wurden unter anderem gefragt, ob sie sich in der Schule wohl fühlen, ob sie Spass am Lernen haben und ob sie lieber von Lehrerinnen und Lehrern unterrichtet werden. Nebst dieser quantitativen Befragung mit rund 200 Multiple-Choice-Fragen zur Schule, zu Vorlieben und Abneigungen der Jugendlichen, zu ihrem Verhalten aber auch zum privaten Umfeld haben die Forschenden auch nach Geschlechtern getrennte Gruppengespräche durchgeführt. Damit sollten die Resultate der Fragebogenuntersuchung vertieft werden. Dabei spielte auch die Thematik eine Rolle, ob sich die Schülerinnen und Schüler unfair behandelt fühlen.

Schule ist nicht «cool»

Die Antworten zeigen: Das Verhalten in der Schule ist von Geschlechterrollen beeinflusst. Hadjar bringt es auf den Punkt: «Viele Jungs zeigen ihre Männlichkeit unter anderem dadurch, indem sie die Lehrerin ärgern oder die Stunde stören.» Solche Störaktionen seien denn auch nicht in erster Linie gegen die Lehrkräfte gerichtet, sondern vor allem dazu gedacht, den Klassenkameraden zu imponieren. Die Schule gilt als nicht sehr «cool», Schulerfolg ist somit kein erstrebenswertes Männlichkeitsideal. Die Probe aufs Exempel konnte Hadjar im Rahmen seiner Studie gleich selber machen – bei der Befragung einer Schulklasse. Wer den Fragebogen fertig ausgefüllt hatte, durfte das Klassenzimmer verlassen. «In dieser Klasse waren zwei Störenfriede, die dauernd auf den Tisch gekritzelt und sonstigen Blödsinn gemacht haben», erzählt er. «Als dann ihre Kameraden den Raum verlassen hatten, waren die beiden total brav. Es ging ihnen lediglich darum, ihre Männlichkeit zu beweisen.»

Wichtig für den Schulerfolg sei es darum, Rollenklischees – die vielleicht vom Elternhaus geprägt sind – zu hinterfragen. «In sehr traditionell ausgerichteten Familien werden Jungs zu Dominanz und Risikobereitschaft erzogen, Mädchen hingegen zur Unterordnung», so Hadjar. Diese Muster setzten sich dann im Schulalltag fort. Jungen neigen dazu, im Unterricht aufzufallen, Mädchen passen sich mehr an. Die

Gruppengespräche haben aber auch gezeigt, dass Jungen stärker zur Raison gerufen werden. «Mädchen scheinen besser einschätzen zu können, wann eine Grenze erreicht ist», hat der Bildungssoziologe beobachtet. Jungen beklagen sich denn auch öfter darüber, dass sie von den Lehrkräften diskriminiert würden – und zwar sowohl von den Lehrerinnen als auch den Lehrern. Diese Einschätzung teilen im Übrigen auch die Mädchen. «Sie finden, dass Jungen eher härter bestraft werden», so Hadjar. Auf die Notengebung habe dies zwar keinen nachweisbaren Effekt. Aber für die Gesamtbeurteilung eines Schülers dürften solche Auffälligkeiten eben doch eine gewisse Rolle spielen.

Wettbewerb als Ansporn

Frontalunterricht? Ein Graus für alle Jugendlichen. Wichtig ist die Abwechslung von verschiedenen Unterrichtsformen. Damit werden Kritiker der «Kuschelpädagogik» widerlegt, die behaupten Jungen bevorzugten den klassischen Frontalunterricht. «Neuere Studien zeigen, dass Mädchen und Jungen den Frontalunterricht gleichermassen ablehnen», so Hadjar. Ebenso wahr ist es aber auch, dass der männliche Nachwuchs mehr Wert auf ein – auch intellektuelles – Kräfteressen legt. «Es wären also mehr Unterrichtsformen wünschenswert, welche die Jungs auch in den Fächern abholen, für die sie sich nicht so interessieren», betont Hadjar und nennt als Beispiel eine «Deutsch-Rallye», bei der

die in einer bestimmten Zeit gelösten Aufgaben aus dem Deutsch-Unterricht zum Ziel führen. Deutsch und andere Sprachfächer sind bei Jungs besonders unbeliebt – insbesondere dann, wenn sie traditionellen Geschlechterbildern anhängen. Bei den untersuchten Klassen zeigte sich denn auch, dass Mädchen in Sprachfächern und Musik tatsächlich relevant besser abschneiden, als ihre männlichen Alterskollegen. Alles halb so wild: Dafür sind Jungen eben besser in Mathematik – sagt zumindest die Volksmeinung. Doch genau dies stimmt nicht: «Es gibt bei Jungs kein relevant besseres Abschneiden in Mathematik oder in anderen Fächern.» Unter dem Strich bedeutet dies nichts anderes, als dass Jungs generell einfach schlechtere Schulleistungen erbringen als Mädchen.

Der Lehrer als Vorbild

Und: Unabhängig vom Geschlecht werden Fächer wie Deutsch und Französisch als «weiblich», Mathematik als «männlich» taxiert. Mit fatalen Folgen: Will ein Junge männlich erscheinen, kann er es sich nicht leisten, in einem «Mädchenfach» wie Deutsch gute Noten zu erzielen. In diesem Punkt gewinnt die Vorbildfunktion der Lehrkraft an Bedeutung: «Wenn ein Mann Deutsch unterrichtet, zeigt dies den Jungs, dass es offenbar auch für einen Mann in Ordnung ist, sich für ein «Mädchenfach» zu interessieren», so Hadjar.

Seine Empfehlung an die Lehrkräfte ist deshalb: Geschlechterstereotype müssen im

Unterricht thematisiert werden. «Die Schülerinnen und Schüler sollen darüber diskutieren, was es heisst, ein Mann oder eine Frau zu sein. Dabei sollen die Lehrkräfte zeigen, dass es ganz viele verschiedene Typen von Männern und Frauen gibt.» Der Bildungssoziologe plädiert für ein möglichst ausgewogenes Geschlechterverhältnis bei den Lehrkräften, insbesondere auf Primarschulniveau. «Um die Jungen wieder mehr in die Schule hereinzuholen, brauchen wir nicht in erster Linie mehr männliche Lehrpersonen, sondern viel eher eine möglichst grosse Vielfalt und moderne Geschlechterrollen.» Zu solchen modernen Sichtweisen gehöre etwa, dass ein Junge nicht unmännlich ist, wenn er mit den Lehrpersonen gut auskommt, dass Jungen auch im Pflege- oder Primarlehrberuf erfolgreich sein können, dass Frauen nicht automatisch dem Haushalt zugeordnet werden und «dass Mädchen auch Führungspositionen anstreben sollen».

Kontakt: PD Dr. Andreas Hadjar, Institut für Erziehungswissenschaft Universität Bern, Muesmattstrasse 27, 3012 Bern, andreas.hadjar@edu.unibe.ch

Arm trotz Finanzhilfe

Die Weltbank wollte im Tschad mit einem Kredit von knapp 200 Millionen US-Dollar die Armutsbekämpfung ankurbeln. Weit gefehlt: Die Einnahmen aus der 2003 eröffneten Ölpipeline werden von der Regierung hauptsächlich für Waffenkäufe oder eigene Zwecke eingesetzt. Der Berner Ökonom Manuel Oechslin liefert Erklärungen für dieses Phänomen.

Von Susanne Brenner

Die Probleme Afrikas sind offensichtlich: Es fehlt vielerorts an Infrastruktur, Ausbildung und Rechtssicherheit. Bisher wurde dies meistens mit dem Mangel an Steuereinnahmen begründet. Doch dem bereits mit mehreren Preisen ausgezeichneten Ökonomen Manuel Oechslin ist klar, dass sich dahinter weit komplexere Mechanismen verbergen. Weshalb, so seine Forschungsfrage, kommen viele afrikanische Regierungen ihren staatlichen Aufgaben nicht nach, wenn eigentlich genügend Mittel vorhanden wären? Die Ergebnisse seiner Forschung wurden kürzlich in einer der weltweit renommiertesten Wirtschaftszeitschriften publiziert, dem «Economic Journal».

Die Theorie der Armutsfalle

Eine funktionierende Infrastruktur aufzubauen und zu unterhalten, müsste im Interesse jedes Staates sein. Ebenso ist eine minimale Bildung der Bevölkerung Voraussetzung für die langfristig erfolgreiche Entwicklung eines Landes. Ein weiteres wichtiges Element ist die Rechtssicherheit: Erst wenn Personen, die Verträge brechen, sanktioniert werden, kann sich wirtschaftliche Aktivität richtig entwickeln. Will eine Regierung Armut bekämpfen und ihr Land langfristig auf Erfolgskurs bringen, muss sie in diese Bereiche investieren. Doch der Mehrheit der afrikanischen Staaten ist es bisher nicht gelungen, eine solche staatliche Grundversorgung aufzubauen. Noch heute leben in vielen afrikanischen Ländern bis zu 80 Prozent der Bevölkerung unter der Armutsgrenze. Erklärt wurde dies traditionell mit der Theorie der Armutsfalle,

wonach aufgrund geringer wirtschaftlicher Produktivität nur wenige Steuereinnahmen generiert werden können. Damit verfüge der Staat nicht über die notwendigen Ressourcen, um seine Strukturen zu festigen. «Dies trifft aber nicht auf Länder wie Nigeria, Kongo oder Tschad zu. Denn diese Länder nehmen aus dem Export von Bodenschätzen ausreichend Steuern ein», betont der Wissenschaftler. «Mit dem Geld könnten die Regierungen wichtige Teile ihrer Aufgaben wahrnehmen.»

Mögliche Hemmschuhe

Nun stellt sich die Frage, warum Regierungen afrikanischer Länder nicht in die strukturelle Stärkung des Staates und damit in die langfristige Entwicklung investieren. Je nach Land werden unterschiedliche Erklärungen aufgeführt: etwa die klimatischen Bedingungen, die historische Entwicklung oder die ungenügende Unterstützung durch internationale Entwicklungsprogramme. Als Ökonom sucht Manuel Oechslin aber nicht nur nach lokalen Erklärungen. Vielmehr ist er auf der Suche nach einem «Muster», einem Mechanismus, der in allen diesen Staaten die Investitionen in staatliche Strukturen hemmt und damit das nachhaltige Wirtschaftswachstum verhindert.

Der Wissenschaftler sammelte und analysierte vielfältige Quellen, um das Phänomen zu verstehen. Wichtig waren beispielsweise historische oder politische Berichte über afrikanische Länder, Artikel aus internationalen Zeitungen oder Wirtschafts- und anderen Fachzeitschriften. Zusätzlich zu diesen qualitativen Quellen

floss auch umfangreiches quantitatives Datenmaterial ein, hauptsächlich aus Statistiken der Weltbank. Und so erklärt Manuel Oechslin sein Vorgehen: «Ich beschreibe und analysiere diese Informationen und Zusammenhänge mithilfe mathematischer Formeln. Dieses Vorgehen ermöglicht mir, das Beobachtete sehr viel präziser zu formulieren und zu verstehen als mit der natürlichen Sprache.» Die mathematische Analyse ist für den Ökonomen allerdings lediglich ein weit verbreitetes Hilfsmittel, um die Komplexität zu reduzieren. «Wichtiger ist es, die Resultate wieder in natürliche Sprache zu übersetzen. Das bedeutet, diese wieder in den entsprechenden Kontext einzufügen und zu relativieren.» So verwendet Oechslin bei einem Artikel auch «extrem viel Zeit» für die Einleitung und die Schlussfolgerungen. Und diese enthalten keine mathematischen Formeln.

Höhere Staatseinnahmen, politische Unruhe

Mit den erwähnten Analysen kann Manuel Oechslin begründen, warum höhere öffentliche Einnahmen die nachhaltige Entwicklung eines afrikanischen Staates kaum begünstigen: Afrikanische Staaten sind in der Tendenz schwach institutionalisiert. Das heisst, amtierende Regierungen werden wenig kontrolliert. Damit sind diese frei, öffentliche Gelder auch für persönliche Zwecke einzusetzen. Dies wiederum bedeutet, dass Regierungstätter attraktiv sind. Sobald also mehr Geld vorhanden ist, besteht die Gefahr, dass andere Gruppen versuchen, an die Macht zu gelangen. Das politische System wird instabil, die



Afrika – ein Kontinent mit instabilen Strukturen: Seit 1960 gab es hier 85 Staatsstrieche.

Putschgefahr steigt. Entsprechend besteht für die Regierung wenig Anreiz, in längerfristige Projekte zu investieren: Die Zeit ihrer Macht scheint aus den erwähnten Gründen begrenzt, sodass sie von langfristigen Investitionen kaum profitieren könnte. Folglich werden öffentliche Gelder eingesetzt, um die eigene Machtposition zu stärken – indem beispielsweise in Waffen und in die Armee investiert wird. Die rund 85 Staatsstrieche, die es seit 1960 auf dem afrikanischen Kontinent gab, unterstützen diese Theorie. In Afrika gibt es aber auch ein Beispiel, das zeigt, dass eine institutionalisierte Kontrolle tatsächlich etwas bringt: In Botswana führte der Export von Bodenschätzen, hauptsächlich von Diamanten, zu einem kontinuierlichen Wirtschaftswachstum. Gleichzeitig konnte die Armut reduziert werden. Dies, weil das Land seit seiner Unabhängigkeit 1966 über eine freiheitlich-demokratische Grundordnung verfügt und die demokratische Tradition in der Gesellschaft verankert ist: Früher mussten die Häuptlinge sich regelmässig den Fragen aus der Bevölkerung stellen.

Kleinere Betriebe stärken

Manuel Oechslins theoretischen Schlussfolgerungen stimmen mit Beobachtungen überein, wonach sich trotz hoher Investitionen in Entwicklungshilfe-Projekte die Situation der Bevölkerung in Afrika nicht wesentlich verbessert hat. Welche Konsequenzen wären also zu ziehen? Entwicklungshilfe in Form von direkter Budgethilfe oder, wie im Tschad, durch die Förderung grosser Projekte im Ressourcensektor ist kritisch zu beurteilen. Massnahmen, welche

die Produktivität von Bauern und kleineren Betrieben stärken, sind hingegen sinnvoll. Oechslins Arbeit zeigt, dass solche Massnahmen nicht nur einen direkten positiven Effekt haben, sondern Regierungen auch dazu veranlassen können, ihren Aufgaben mit den gegebenen Mitteln verstärkt nachzukommen. Allerdings obliegt die praktische Umsetzung in der Schweiz Fachleuten bei der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA oder bei Hilfsorganisationen. International ist dafür unter anderem die Weltbank zuständig. Der Berner Assistenzprofessor kümmert sich künftig weiterhin um Grundlagenforschung. «Meiner Meinung nach muss die Forschung dazu beitragen, dass Mechanismen von komplexen ökonomischen Problemen besser verstanden werden können, beispielsweise ging es bei der besprochenen Arbeit nicht primär um die Entwicklungshilfe, sondern übergeordnet um die Frage des Wirtschaftswachstums.» Selbstverständlich spielen in Afrika die Entwicklungshilfe eine nicht unerhebliche Rolle, aber sie sei nur ein Faktor unter vielen so Oechslin.

Eine Laufbahn, geprägt von Engagement und Glück

Genauso differenziert wie seine Arbeit sieht Manuel Oechslin seinen beruflichen Werdegang und die persönliche Zukunft: Erst nach einer Berufsausbildung entschied er sich für ein Wirtschaftsstudium. Dafür gelang dem hochmotivierten Studenten der Einstieg in die akademische Welt umso schneller. Sein erster Förderer war Prof. Josef Zweimüller an der Universität Zürich, und rückblickend meint Oechslin: «Ich hatte

auch Glück, dass ich ganz am Anfang meines Studiums gezielt gefördert wurde – denn man braucht jemanden, der einem zeigt, wie man gute Artikel schreibt oder wie man sich auf Konferenzen bewegt. Je früher Sie den Wissenschaftsbetrieb kennen lernen, desto weniger Zeit verlieren Sie». Seine Leistungsbereitschaft zahlte sich aus: Nach Abschluss des Doktorats, das mit dem «Jahrespreis 2005» der Universität Zürich für die beste Dissertation in Wirtschaft ausgezeichnet wurde, verbrachte er ein Jahr am bekannten Massachusetts Institute of Technology MIT (USA) und wurde darauf an die Universität Tilburg in den Niederlanden berufen. Vor erst drei Monaten kam der junge Assistenzprofessor an die Universität Bern, ans World Trade Institute. Seine Arbeit hat er bereits aufgenommen. Als nächstes will er auch sein Büro an der Hallerstrasse so einrichten, dass er sich darin wohl fühlt.

Kontakt: Prof. Dr. Manuel Oechslin, World Trade Institute / Department of Economics, manuel.oechslin@wti.org

Autorin: Susanne Brenner ist freie Wissenschaftsjournalistin in Gümligen bei Bern

Das World Trade Institute feiert dieses Jahr sein 10-Jahr-Jubiläum. Vgl. dazu die «Begegnung» auf S. 40.

Vom Wissen zur Heilung

Mit dem Nationalen Forschungsschwerpunkt «TransCure» betritt die Schweiz Neuland. Die Bündelung von 18 Forschungsgruppen aus drei Fachbereichen will Grundlagenforschung und Medikamentenentwicklung näher zusammenbringen. Leading House ist die Universität Bern.

Von Marcus Moser

Prof. Matthias Hediger, Sie leiten den neuen, in Bern beheimateten Nationalen Forschungsschwerpunkt «TransCure». Wofür steht dieser Begriff?
«Cure» folgt der Übersetzung und steht für Heilung. «Trans» hat für uns drei Bedeutungen: Inhaltlich geht es um die Membran-Transportproteine. «Trans» bezieht sich aber auch auf translationale Forschung: Wir wollen den ganzen Weg von der Grundlagenforschung bis zur Medikamentenentwicklung gehen. Drittens hat «trans» eine geografische Bedeutung. Es geht um den Transfer von Fachwissen aus verschiedenen Forschungsinstitutionen in der Schweiz und um den Aufbau eines interdisziplinären Netzwerks.

Im Zentrum steht die Biologie der Zellmembranen ...
Spezifisch interessieren uns die Membran-Transportproteine. Sie bestimmen, was in die Zelle gelangt oder die Zelle verlässt. Dazu gehören wichtige Substanzen wie Zucker, Vitamine, Mineralien oder auch Medikamente.

Transportproteine sind also die Türsteher von Zellen und Organen der Zellen (Organellen)?

Ja. Die Membranproteine bergen einen bislang weitgehend unerforschten pharmazeutischen Reichtum. Es war bis jetzt schwierig, sie als Ziele für therapeutische Massnahmen anzuvisieren; die Komplexität der Aufgabe war schlicht zu gross. Wir hoffen, das mit unserer neuen Forschungsstrategie nun tun zu können.

Fehlfunktionen der Membran-Transportproteine gelten als Ursache für viele Erkrankungen; darum die potenziell grossen Wirkungen, wenn die Zusammenhänge erklärt werden könnten?

Weit verbreitete Krankheiten wie Diabetes, Bluthochdruck, Herz-Gefäss-Erkrankungen, Krebs und viele andere sind mit Fehlfunktionen von Membran-Transportproteinen verknüpft. Wir wollen zuerst im Detail verstehen, wie genau diese Transportproteine funktionieren, wie sie strukturell aufgebaut und wie ihre Liganden-Bindungsstellen chemisch gruppiert sind. Diese Forschungsergebnisse möchten wir dann für effiziente pharmazeutische Anwendungen einsetzen.

Fehlfunktionen der Transportproteine sollen also mit spezifischen chemischen Molekülen – den Liganden – korrigiert werden?

Das ist das Ziel. Wenn wir die Funktionsweise und die Struktur der Transportproteine kennen, können wir passende Liganden «andocken» und wiederum testen, ob diese Liganden pharmazeutische Wirkung entfalten und therapeutisch eingesetzt werden können.

Zu diesem Zweck müssen Forscherinnen und Forscher unterschiedlicher Disziplinen eng zusammenarbeiten.

Das ist richtig. Es geht um die effiziente Integration von drei wichtigen Hauptdisziplinen: Die Erforschung

Unser Ziel ist es, erstrangige und einzigartige biomedizinische Forschung zu generieren und diese zur Behandlung von menschlichen Krankheiten einzusetzen.

Matthias Hediger



der Funktion der Transportproteine und ihrer Defekte braucht Fachwissen aus dem Bereich Medizin, Physiologie und Pathologie. Die Klärung der dreidimensionalen Architektur der Transportproteine ist Sache der Strukturbiochemie. Die Konzeption und Herstellung der Liganden, die an den defekten Stellen der Transportproteine wirken sollen, ist Aufgabe der Chemie.

Das Motto translationaler Forschung lautet «From Gene to Drug», vom Gen bis zum Heilmittel. Das trifft hier zu.

Unbedingt. Wir starten zwar im Bereich der Grundlagenforschung, sind aber fokussiert auf die Anwendung. Unser Ziel ist es, erstrangige und einzigartige biomedizinische Forschung zu generieren und diese zur Behandlung von menschlichen Krankheiten einzusetzen.

Universitäten sind aber nicht Produzenten von Heilmitteln. Sie brauchen also Partnerschaften mit der pharmazeutischen Industrie.

Ja, der NFS «TransCure» ist genau so angelegt. Wir betreiben translationale Grundlagenforschung in der vorklinischen Phase bis zur angestrebten Patentanmeldung von Wirkstoffen. Parallel dazu werden Kooperationen mit der Pharmaindustrie aufgebaut, um entsprechende Medikamente zu produzieren.

Umgekehrt gefragt: Warum braucht die Pharmaindustrie einen NFS «TransCure»?

Die geschilderte notwendige interdisziplinäre Expertise in diesem Forschungsfeld ist dermassen breit, dass selbst Pharmafirmen an ihre Grenzen kommen. Die Fehlmechanismen im Bereich der Membranbiologie sind wirklich komplex. Andererseits sind die volkswirtschaftlichen Kosten der erwähnten Krankheiten so gross, dass sich ein translationaler Effort in der Forschung der Membranproteine lohnt. Das sehen auch die nationalen Forschungsgremien so, sonst hätten sie den NFS «TransCure» nicht bewilligt.

Stichwort: Translationale Forschung

Der Begriff widerspiegelt die Bandbreite medizinischer Forschung und wird häufig mit dem Slogan «From Gen To Drug» (vom Gen zum Heilmittel) umschrieben. Grundlagenforschung soll in praktische Medizin übersetzt werden, aus Wissen soll Heilung werden. Der Nationale Forschungsschwerpunkt «TransCure» will dieses Ziel mit einer neuartigen Vernetzung interdisziplinärer Forschungsteams, dem Einsatz neuer Technologien und dem Aufbau effizienter Kooperationen mit Industriepartnern erreichen.

Die notwendige interdisziplinäre Expertise in diesem Forschungsfeld ist dermassen breit, dass selbst Pharmafirmen an ihre Grenzen kommen.

Matthias Hediger

Wie weit wird diese Art der Forschung durch neue Instrumente begünstigt?

Neue Instrumente und Technologien spielen eine wichtige Rolle. Vieles passiert heute mit Robotern oder «in silico», also mit dem Computer. Roboter werden benötigt, um Kristalle für die Strukturaufklärung zu generieren. Bildgebende Verfahren helfen uns, die dreidimensionalen Strukturen der Transportproteine zu ermitteln und so die «Architektur» zu klären, an der die chemischen Liganden andocken sollen. Die Selektion passender Liganden wiederum erfolgt in sogenannten «Virtual Screenings». Da werden im Computer Millionen von chemischen Verbindungen getestet und die geeignetsten Verbindungen gesucht. Am Ende synthetisieren oder kaufen unsere Chemiker diese Verbindungen, die dann wiederum getestet werden. Das sind dann noch einige Hundert.

Der NFS «TransCure» verfolgt eine multidisziplinäre Strategie. Das wollen Sie auch in der Nachwuchsförderung umsetzen.

Entscheidend für die Zukunft der biomedizinischen Forschung hier in der Schweiz ist die Ausbildung. Bisher wurden Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissen-

schaftler nur in Chemie oder nur in Physiologie oder nur in Strukturbiologie trainiert. Das ist angesichts der zunehmend breitgefächerten Anforderungen nicht mehr ausreichend.

Sie fordern einen «Next-Generation BioMedical Scientist». Wie sieht der aus?

Wir wollen junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler multidisziplinär ausbilden und für die Medikamentenentwicklung trainieren. Wir planen deshalb spezielle Programme für die Doktoranden- und Postdoc-Stufe. Wir glauben, dass angesichts der heutigen Entwicklung für junge Leute so ein nachhaltiges Angebot geschaffen werden kann.

«TransCure» wirkt sehr ambitioniert. Wo sehen Sie wenige Wochen vor dem Programmstart die grössten Herausforderungen?

Zunächst sicher in der Organisation. «TransCure» setzt sich aus 18 Gruppen zusammen, die von national und international bekannten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geleitet werden. Die Laboratorien befinden sich in der ganzen Schweiz. Nun gilt es, alle in ein gut organisiertes Netzwerk effizient zusammenzuführen.

Wir wollen junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler multidisziplinär ausbilden und für die Medikamentenentwicklung trainieren.

Matthias Hediger



Und der Zeitdruck?

Die Medikamentenentwicklung braucht in der Regel mindestens zehn Jahre. Nach vier Jahren hoffen wir, bereits einige Leitsubstanzen als Medikamentenvorstufe identifiziert zu haben. Die Weiterführung des NFS bis zu maximal 12 Jahren ist wichtig, um die notwendigen industriellen Zusammenarbeiten aufzubauen und die Medikamentenentwicklung effizient durchzuführen.

Kontakt: Prof. Dr. Matthias Hediger, Direktor
Institut für Biochemie und Molekulare Medizin,
matthias.hediger@mci.unibe.ch

Stichwort: Nationaler Forschungsschwerpunkt NFS «TransCure»

Transportproteine sind die Türhüter von Zellen und Zellorganellen. Sie kontrollieren den Ein- und Austritt lebenswichtiger Stoffe und Medikamente. Fehlfunktionen werden in Verbindung mit Krankheiten wie Diabetes, Bluthochdruck und anderen gebracht. Der NFS «TransCure» will durch die geschickte Integration der Disziplinen Physiologie, Strukturbiologie und Chemie neue therapeutische Strategien für die Behandlung derartiger Erkrankungen entwickeln. Forschungsgruppen aus 18 Laboratorien arbeiten daran, das Verständnis der Strukturen und Mechanismen der Transportproteine zu vertiefen. Der NFS wird von der Universität Bern als Leading House getragen und steht unter der Leitung von Prof. Matthias Hediger. Für die erste Betriebsphase 2010–2013 stellt der Schweizerische Nationalfonds 14,2 Millionen Franken zur Verfügung.

UniPress Gespräch als Podcast

Sie können die ausführliche Version des Gesprächs auch hören. Den Podcast zum Herunterladen finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «Download».

Eine Weltbürgerin nimmt Anlauf in Bern

Sie bezeichnet sich als «global citizen» – und will die Welt ein kleines bisschen verbessern. Die Inderin Pallavi Bajaj ist Masterstudentin am World Trade Institute der Universität Bern.



Von Astrid Tomczak-Plewka

«Soo beeindruckend», sagt Pallavi Bajaj, reisst die Augen auf und lächelt breit. Natürlich sagt sie es nicht auf Deutsch sondern auf Englisch. Denn leider, meint sie entschuldigend, habe sie keine Zeit gefunden Deutsch zu lernen. «Very impressive» also sei das, was das World Trade Institute der Universität Bern in ihrem Masterprogramm anbiete. Denn: «Alle, die in der wissenschaftlichen Literatur zitiert werden sind hier am Institut.» Wissenschaftliche Literatur hat die 26-Jährige in ihrem bisherigen Leben schon ziemlich viel gelesen – wie die Stationen ihrer bisherigen Laufbahn zeigen: In der indischen Hauptstadt Delhi hat sie Wirtschaft studiert, nach dem Bachelor bei der «Confederation of Industry» und der «UN Industrial Development Organization» Praktika absolviert und für «Ernest & Young» als Analystin gearbeitet. Bevor sie nach Bern kam, um das Master of International Law and Economics (MILE) anzupacken, hat sie bereits an der «London School of Economics» einen Master absolviert. Ganz einfach dürfte die schlanke junge Frau also nicht zu beeindrucken sein, auch wenn sie bei der ersten Begegnung fast schüchtern wirkt. Und doch wiederholt sie es während des Gesprächs im funktionalen Sitzungszimmer des modern ausgebauten Altbaus in der Länggasse immer wieder: Wie beeindruckend das Angebot der Universität Bern sei. Der Kurs sei sehr anspruchsvoll, die Betreuung topp, die internationale Atmosphäre mit Teilnehmenden aus über 30 Ländern eine unheimliche Bereicherung. «Man kann so viel von den anderen profitieren: Jeder bringt eine andere Haltung, anderes Fachwissen und eine andere Kultur mit.» Die Internationalität ist auch ein Grund dafür, dass Pallavi kein Deutsch spricht. Kurssprache ist Englisch, und für Freizeit bleibt nicht viel Raum.

Das Flair für Wirtschaft und Politik wurde der kleinen Pallavi in die Wiege gelegt. «Mein Vater arbeitet für die Regierung. Wir diskutierten viel am Küchentisch», erzählt sie. «Dass ich also schliesslich bei der Wirtschaftswissenschaft gelandet bin, war eigentlich gar keine bewusste Wahl sondern eher eine natürliche Entwicklung», erklärt sie lachend. Allerdings hätte sich Pallavi durchaus auch für andere Berufszweige erwärmen können. Als Kind in der indischen Metropole träumte sie davon, Profitennisspielerin zu

werden. Oder Produzentin von Videospielen. Oder aber Fotografin. Noch heute trägt sie fast immer und überall eine Kamera herum, um das Leben in Bilder zu bannen. «Fragen Sie mal hier im Institut herum», sagt sie spitzbübisch. Motive für ihre Fotosammlung hat sie in der Schweiz schon einige gefunden: Zum Beispiel auf dem Jungfrau-Joch, das sie gemeinsam mit ihrer Mutter besuchte. Oder in der Altstadt von Bern – «a very charming city», wie sie betont. «Ich hatte Horrorgeschichten von unfreundlichen Schweizern gehört», sagt sie. «Aber mich lächeln die Leute auf der Strasse an.» Das liege wohl auch daran, dass sie selber oft mit einem Lächeln unterwegs ist. «Wer lächelt, bekommt ein Lächeln zurück. Aber in anderen Städten sind die Leute so gestresst, dass sie gar keine Zeit finden, aufzublicken.» Delhi sei eine Stadt voller Menschenmassen, vollgestopft, riesig und laut. Und auch London sei voller Hektik. Bern hingegen? «Viel entspannter», sagt Pallavi – und ist immer noch etwas ungläubig über die scheinbar andere Zeitrechnung in der Bundesstadt. Als Beispiel nennt sie die Tatsache, dass hier doch tatsächlich sonntags die Geschäfte geschlossen sind. «Am Sonntag geht man bei uns shoppen!» Nebst dem leicht verschlafenen Charme der Gassen und Lauben liebe sie die Aare – und dies obwohl sie sich beim Schwimmen das Knie verletzt hat. Überhaupt: Wenn sie die Möglichkeit hätte, würde sie am liebsten hierbleiben, die Berge erkunden, Skifahren lernen. Doch vorerst steht ein Praktikum beim «International Trade Center» in Genf an, einer Organisation der UNO. Wie es danach weitergeht, ist offen. «Ich plane nicht zu weit voraus», sagt Pallavi. «Schritt für Schritt.» Nur eines ist ihr klar: «Ich will im Bereich des internationalen Handels tätig sein.»

Um dieses Ziel zu erreichen, nimmt sie auch in Kauf, dass sie ihre Familie nicht oft sieht. Am meisten zu schaffen macht ihr die Trennung von ihrer jüngeren Schwester, einer Sportreporterin. Zum Glück gibt's Handys: «Wir tauschen den ganzen Tag SMS aus», sagt sie. «Natürlich fehlt mir meine Familie. Aber das ist halt der Preis, den ich bezahlen muss, um meine Pläne zu verwirklichen.»

Pallavi sieht sich als «global citizen», als Weltbürgerin. «Ich glaube nicht, dass mich irgendwelche kulturellen Diffe-



renzen noch schockieren könnten», sagt sie lachend. «Man kann der Globalisierung nicht entkommen. Jeder ist Teil des grossen Dorfs.» Aber nicht jeder hat die Möglichkeiten, die Globalisierung mit zu gestalten. Pallavi ist sich bewusst, dass sie mit ihrem Hintergrund und ihren Ausbildungsmöglichkeiten zu den Privilegierten gehört – erst recht in einem Schwellenland wie Indien. Ihr Vater ist Beamter, ihre Mutter Lehrerin. Als Kind war sie in den Ferien praktisch nie zu Hause, ihre Eltern haben sie auf Reisen mitgenommen – innerhalb und ausserhalb ihres Heimatlandes. Und doch: «Ich bin nur was ich bin, weil ich in Indien geboren bin», sagt sie. Und deshalb will sie eines Tages ihrem Heimatland etwas zurückgeben von dem, was sie jetzt lernt. Raus aus der akademischen Theorie, rein in die Praxis. Sehen wie das alles «in der realen Welt funktioniert.» In Indien beispielsweise sieht die Realität so aus, dass der Grossteil der Gesellschaft von der Landwirtschaft geprägt ist. Würde diese beispielsweise komplett liberalisiert, stünden viele Leute plötzlich ohne Verdienst da. «Ein drängendes Problem», sagt die 26-Jährige – und wirkt dabei wie jemand, der gerne die grossen Probleme der Menschheit lösen will.

Doch dann, plötzlich, ist sie nicht mehr die grosse Visionärin. Sondern eine ganz normale junge Frau, welche ganz einfach die Welt entdecken will. «Es gibt so viel Schönheit in der Natur, so viele Kulturschätze zu sehen», sagt sie. Träumt der Familienmensch Pallavi auch davon, eines Tages Kinder zu haben? «Ich habe noch zu viel vor, um jetzt schon häuslich zu werden», sagt sie. Doch eines Tages, das sagt sie mit Bestimmtheit «werde ich einfach diese ganze Berufswelt zurücklassen, mir ein schönes Plätzchen suchen und mich dort niederlassen.» Und sollte sie wirklich einmal Kinder haben, wäre sie eine «hands-on mother» – wie ihre Mutter: Eine Mutter, die immer für ihre Kinder da ist. Wie das ihre eigene Mutter das trotz ihrer Berufstätigkeit bewerkstelligt hat, weiss die Tochter nicht so genau. Jedenfalls: «Wir hatten nie ein Kindermädchen», sagt Pallavi mit Stolz in der Stimme. Und für einen kurzen Augenblick schweift ihr Blick ab, raus aus dem kahlen Sitzungszimmer, zurück ins bunte Treiben Delhis.

Kontakt: Corinne Karlaganis, Kommunikationsverantwortliche WTI, corinne.karlaganis@wti.org

10 Jahre auf internationalem Parkett

Das World Trade Institute (WTI) ist ein interdisziplinäres Zentrum der Universität Bern. Es wurde im Jahr 2000 gegründet und bietet im Bereich des internationalen Handels Lehre, Weiterbildung, Beratung und Forschung an. Das Aushängeschild im Bereich Lehre ist das Masterprogramm «Master of International Law and Economics (MILE)». Am WTI sind 54 Mitarbeitende aus 21 Ländern sowie drei Assistenzprofessoren aus den Bereichen Internationales Wirtschaftsrecht, Internationale Wirtschaft und Internationale Beziehungen beschäftigt. Bis jetzt haben etwa 300 Studierende aus rund 70 Ländern das Masterprogramm am WTI absolviert, jährlich sind zwischen 30 und 40 Masterstudierende am WTI zu Gast, hinzu kommen die Teilnehmenden der jährlich durchgeführten Summer Academy. Das WTI kann als eigentliche Kaderschmiede im Bereich der internationalen Handelsregulierung und des internationalen Handelsrechts

bezeichnet werden: Viele Absolvierende sind später in einflussreichen Positionen tätig – wie zum Beispiel als Berater des indischen Premierministers. Das WTI mit seinem spezialisierten Masterprogramm hat weltweit eine Spitzenrolle inne, durch die einzigartige Kombination von Recht, Wirtschaft und Handelspolitik im internationalen Kontext. Als interdisziplinäres Institut der Universität Bern ist das WTI das Mutterhaus des Nationalen Forschungsschwerpunkts «Rahmenbedingungen des internationalen Handels». Anlässlich des 10-Jahr-Jubiläums findet am 23. Oktober ein Tag der offenen Tür statt, bei dem laufende Forschungsprojekte vorgestellt und Podiumsdiskussionen zu aktuellen Themen durchgeführt werden.

Informationen zu den verschiedenen Anlässen unter: www.wti.org/news-and-events/10th-anniversary.html

Hansruedi Müller, Prof. Dr., lehrt Freizeit und Tourismus an der Universität Bern und leitet seit 1989 das Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus (FIF). In den letzten Jahren hat er sich vertieft mit der Erlebnisökonomie, der touristischen Wertschöpfung und dem Qualitäts- respektive Ökomanagement befasst. Müller ist begeisterter Sportler und Präsident von Swiss Athletics.



Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.

Wenn Seilparks, Hängebrücken und Klettersteige spriessen

Von Hansruedi Müller

Outdoor hat Hochkonjunktur. Es scheint, dass immer mehr gepilgert, gewandert, geklettert, gejumpet, gejoggt, gebikt, gerollt, gepaddelt, gesurft oder geschwommen wird. Outdoor wurde zu einer der populärsten Formen von Glückserlebnissen. Landschaften, Berge, Flüsse und Seen erdulden den Ansturm mit grosser Gelassenheit. Menschen waren sich schon lange bewusst, dass Bewegung und frische Luft guttun und dass sich der Geist in der freien Natur entfalten kann. Viele haben entdeckt, dass man auf Berggipfeln dem Göttlichen etwas näher ist und dass es jeweils nur einen Punkt gibt, auf dem man eine 360-Grad-Rundsicht hat: den Gipfel. Wanderwegvereine und Alpenclubs haben in mühsamer aber liebevoller Fronarbeit Wanderwege geschaffen und mit Wegweisern sowie Markierungen auch Ungeübten Sicherheit gegeben. Mit SAC-Hütten aller Art wurden auch längere Aufenthalte in der alpinen Bergwelt ermöglicht. Neu ist, dass mehr und mehr kommerzialisierte Anbieter auf den Outdoor- und Natur-Trend aufspringen und attraktive Seilparks, Klettersteige, Hängebrücken und ganze Abenteuerdoras schaffen.

Eine Masterarbeit am Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus (FIF) der Universität Bern hat offen gelegt, dass es im Frühjahr 2009 in der Schweiz schon 36 Seilparks gab, obwohl der erste, der «Parc Aventure» in Aigle, erst vor acht Jahren eröffnet wurde. In Deutschland zählte man 85, in Österreich 115 und in Frankreich gar 183 Seilparks. Und ständig kommen neue hinzu: Kürzlich hat Arosa einen auf der Waldfestwiese eingeweiht und Davos einen eingangs der Flüela-Passstrasse. Bereits

haben sie sich differenziert in Wald-, Hoch- und Trainings-Seilparks. Zu glauben, es handle sich dabei nur um Kinder- und Familienangebote, ist falsch. Vielmehr stehen im Hintergrund pädagogisch orientierte Nutzungskonzepte mit denen erlebnispädagogische Ziele angestrebt werden. Und die anvisierten Zielgruppen reichen weit über die Familien hinaus hin zu Managern, zu Arbeitsteams, ja bis zu den Senioren.

Der zunehmend nach Natur, Abenteuer und Spass lechzende Freizeitmensch wird aber nicht nur mit Wanderwegen, SAC-Hütten und Seilparks angelockt, sondern zusätzlich mit All-Terrain-Trotti- netts, Rodelbahnen, Klettersteigen, Hängebrücken und vielem anderen mehr. Jede Tourismusdestination, die etwas auf sich hält, hat eine Vielzahl von Outdoor-Freizeitattraktionen zu bieten. Der Sommertourismus soll neu entdeckt werden.

«Re-Inventing Swiss Summer» heisst die Devise von Schweiz Tourismus, denn schliesslich gefährdet der Klimawandel die Popularität des Wintersports und wertet mit der Hoffnung auf Sommerfrische gleichzeitig den Bergsommer auf. Ein derartiger Strategiewechsel ist in einer ersten Phase ein guter Nährboden für Innovationen. Es entstehen neue Angebote mit Alleinstellungsmerkmalen. In einer zweiten Phase weicht aber die Innovationsfreude dem Imitationsdruck: Es wird eifrig kopiert und der Wettbewerb wird über Superlative gesucht: Die längste oder höchste Hängebrücke, der anspruchsvollste Klettersteig, die schnellste Rodelbahn oder der grösste Abenteuerspielplatz. Ein Beispiel dazu: Am 10. Juli 2010 wurde in Sattel-Hochstuckli mit dem Raiffeisen Skywalk die mit 374

Metern längste Hängebrücke Europas eröffnet. Dabei hat der Siegeszug der Hängebrücken erst 2004 mit der ersten Triftbrücke begonnen, die fünf Jahre später durch eine längere und höhere ersetzt wurde. Schliesslich wächst in einer dritten Phase die Gefahr einer epidemischen Verbreitung von MOTS-Angeboten – more of the same – mit Tendenz zu Überangeboten.

Möchte man die Zunahme der Popularität von Outdoor-Aktivitäten nachfrage- seitig erklären, so wird oft auf die so genannte Kompensationshypothese zurück gegriffen: In der Freizeit und auf Reisen wird das kompensiert, was im Alltag vermisst wird. Man sucht das Andere, die Bewegung, die Abwechslung oder das Abenteuer, weil der Alltag bewegungsarm, banalisiert und stressig erscheint. Auf dem Weg zu Life Balance sehnen sich viele nach körperlicher Herausforderung und Nervenzit- zel, nach totaler Entspannung und freier Natur, weil Hektik und Urbanität das Arbeitsleben bestimmen. So haben es die Anbieter leicht, mit Versprechungen wie «ganz natürlich», «Erlebnis pur» oder «authentisch» den modernen Menschen zu verführen. Denn im Kern des Outdoor-Booms stehen Sehnsüchte, deren Nährboden aus einem eigenartigen Mix von Urbedürfnissen und Alltagsmängeln zusammengesetzt ist. Kein Wunder, dass dabei Natur und Kultur gefährdet sind, denn «Touristen zerstören, wonach sie suchen, indem sie finden», meinte einmal Hans Magnus Enzensberger treffend.

Kontakt: Prof. Dr. Hansruedi Müller, hansruedi.mueller@fif.unibe.ch



Bedeutung der Zeit in der Erziehung
Zeit ist ein wichtiges Element in der öffentlichen Diskussion über Erziehung. Über Schulanfang, Schulende und Dauer der Schulzeit wird politisch debattiert. Unterricht und Didaktik verlangen von den Lehrpersonen ein Zeitmanagement. Erziehung und Bildung werden selbst zum Instrument, mit dem in der Gegenwart die Zukunft berechenbar werden soll. Der vorliegende Band diskutiert aus verschiedenen Perspektiven die Zeitdimensionen von Erziehung.

Die Zeit der Pädagogik

Zeitperspektiven im erziehungswissenschaftlichen Diskurs
Prisma – Beiträge zur Erziehungswissenschaft aus historischer, psychologischer und soziologischer Perspektive 13
Marie-Theres Schönbächler, Rolf Becker, Fritz Osterwalder, Armin Hollenstein (Hrsg.) – 2010. 1. Auflage, 302 S., 15 Abb., 13 Tab., kart., Haupt Verlag Bern, ISBN 978-3-258-07537-2



Kinder profitieren von Tagesschule
Die Studie EduCare liefert erstmals Ergebnisse zur pädagogischen Qualität in den verschiedenen Schulformen Tagesschule, Blockzeiten- und traditioneller Unterricht. Sie zeigt, dass Tagesschulkinder bezüglich der sprachlichen und sozio-emotionalen Entwicklung sowie der Alltagsfertigkeiten besser abschneiden – verglichen mit Kindern, die den traditionellen oder den Blockzeitenunterricht besuchen.

Ganztägige Bildung und Betreuung im Primarschulalter

Qualität und Wirksamkeit verschiedener Schulformen im Vergleich
Marianne Schüpbach – 2010. 467 S., 47 Abb. u. 55 Tab., broschiert, VS Verlag, ISBN 978-3-531-17262-0



Biblische Vorstellungen von Gott
Das Alte Testament spricht in anthropomorphen Bildern von Gott. Gott ist menschengestaltig und der Mensch das Ebenbild seines Schöpfers. Doch was meint die Bibel, wenn sie von Gott in menschlichen Kategorien spricht? Der Autor analysiert zunächst die Körpervorstellungen des Alten Orients, um von dorther die theologische Aussage der Bibel neu zu erschliessen. Erst so ist die Rede von einem menschengestaltigen Gott vor Missverständnissen in der Gegenwart geschützt.

Gottes Körper

Zur alttestamentlichen Vorstellung der Menschengestaltigkeit Gottes
Andreas Wagner – 2010. 208 S., 55 s/w Abb., Paperback, broschiert, Gütersloher Verlags-haus, ISBN 978-3-579-08095-6



Wie sich Firmen organisieren sollen
Die Suche nach der passenden Organisationsform ist eine der grössten Herausforderungen für die Unternehmensführung unserer Zeit. Ein umfassendes Konzept zur sachgerechten Evaluation von Effektivität und Effizienz verschiedener Organisationsstrukturen ist dabei unerlässlich. Die Autoren beschreiben ausführlich die Kriterien, die es hierbei zu beachten gilt. Präzise Anleitungen, praxisrelevante Handlungsempfehlungen und Beispiele erleichtern die Umsetzung.

Die optimale Organisationsform

Grundlagen und Handlungsanleitung uniscope. Publikationen der SGO Stiftung
Norbert Thom, Andreas P. Wenger – 2010. 210 S., 17 Abb. u. 14 Tab., geb., Gabler Verlag, ISBN 978-3-8349-2015-7



Ein Kanton – zwei Sprachen
Ist die Zweisprachigkeit des Kantons Wallis Quelle von Reichtum und einzigartige Chance zur Profilierung? Oder doch nur Teil des ewigen Kampfes zwischen Unter- und Oberwallis? Seit rund 180 Jahren ist das Wallis offiziell zweisprachig. Doch wie wurde das Wallis überhaupt zweisprachig? Wie treten die beiden Landessprachen im Alltag in Erscheinung? Wie prägt die Zwei- und Mehrsprachigkeit die Schule? Diese und andere Fragen werden erstmals umfassend behandelt.

Der zweisprachige Kanton Wallis / Le Valais bilingue

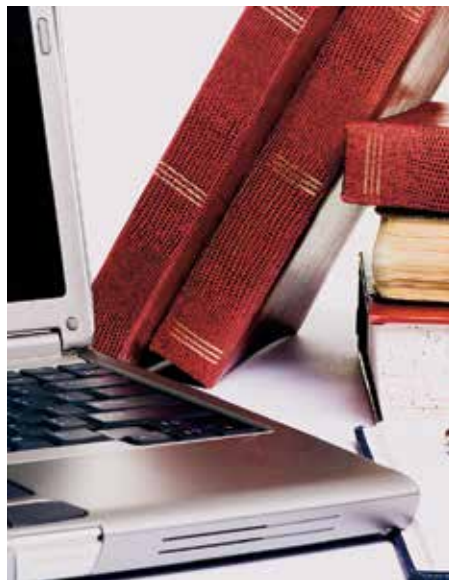
Iwar Werlen, Ursula Frei, Verena Tunger – 2010. 288 S., broschiert, Rotten Verlag, ISBN 978-3-905756-55-5 (d) / 978-2-88341-183-2 (f)



Neuer Blick auf «Die Betrogene»
Die Studie widmet sich dem letzten vollendeten Werk Thomas Manns. Untersucht wird die Stellung der Novelle im Gesamtwerk, besonders im Spätwerk sowie ihr verworrenes Verhältnis zu den verschiedenen Kontexten, in denen sie erst verständlich wird. Ausgangspunkt ist die einzigartige Rolle, die hier einer Frau als Hauptfigur einer Liebes- und Krankheitsgeschichte zufällt. Das Erkenntnisinteresse richtet sich insbesondere auf die subtile und bisher unbemerkte Beziehung, in der dieser Text zur Kulturtheorie des 19. Jahrhunderts und ihrer Renaissance in den 1920er Jahren steht.

Krankheit und Matriarchat

Thomas Manns «Betrogene» im Kontext Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 53
Yahya Elsayghé – 2010. 362 S., geb., De Gruyter, ISBN 978-3-11-020727-9



Vorschau Heft 147

Impressum

UniPress 146 Oktober 2010

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (tomczak@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Daniela Baumann (daniela.baumann@kommunikation.unibe.ch); Julia Gnägi (julia.gnaegi@kommunikation.unibe.ch)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Susanne Brenner (susanne.brenner@bluewin.ch);

Karin Faisst (karin.faisst@ifspm.uzh.ch); Andreas

Fischer (andreas.fischer@zuw.unibe.ch);

Petra Jörg (petra.joerg@ifm.unibe.ch); Eduard

Kaeser (unipress@unibe.ch); Walter Kälin

(walter.kaelin@oefre.unibe.ch); Hansruedi Müller

(hansruedi.mueller@fif.unibe.ch); Claudia Rosiny

(crosiny@tanztage.ch); Thomas Tribelhorn

(thomas.tribelhorn@zuw.unibe.ch); Christine

Valentin (christine.valentin@zuw.unibe.ch);

Stefan Wolter (stefan.wolter@vwi.unibe.ch)

Bildnachweise: Titelbild, Bilder Seiten 1, 3, 4,

7, 10, 13, 15, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 27, 29,

30: © Alexander Egger

Seite 26: © TanzKultur

Seite 35: © iStock.com

Seiten 37, 39, 40, 41: © Adrian Moser

Seite 42: zvg Hansruedi Müller

Seite 44: © iStock.com

Gestaltung: 2. stock süd, Biel

(mail@secondfloorsouth.com)

Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@

kommunikation.unibe.ch)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Go! Uni-Werbung AG

Rosenheimstrasse 12

CH-9008 St. Gallen

Tel. 071 244 10 10

Fax 071 244 14 14

info@go-uni.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 13 500 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,
nächste Ausgabe Dezember 2010

Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert

werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-

Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,

Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,

E-Mail: abonumente@staempfli.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit
Genehmigung der Redaktion.

WAS WIR WISSEN

.....
Noch nie war (vermeintliches) Wissen so schnell verfügbar wie
jetzt: Ein Mausklick genügt. Doch hat uns die technische Revo-
lution durchs Internet tatsächlich mehr Einsichten beschert?
Wissen wir – um mit Goethe zu sprechen – «was die Welt in
ihrem Innersten zusammenhält»? Worauf basiert unser Wissen?
Wie nutzen und verwalten wir es? Und: Wissen unsere Kinder
dank des Internets gar mehr als wir? Das nächste UniPress wirft
Fragen zur «Wissensgesellschaft» auf – und sucht Antworten.



Wir sind Ihr Link zur Universität Abteilung Kommunikation

Interessieren Sie sich für Aktivitäten der Universität Bern? Suchen Sie eine Expertin für ein Interview oder eine bestimmte Studie?

Die Abteilung für Kommunikation ist das Kompetenz- und Dienstleistungszentrum für alle Kommunikationsbelange der Universität Bern.

Wir geben Auskunft und vermitteln Kontaktpersonen. Wir sind die Anlaufstelle für Medienschaffende, Organisationen und Private.

Wollen Sie mehr wissen?

Sie finden uns im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, 3012 Bern. Unsere Öffnungszeiten während des Semesters sind Montag bis Freitag, 8.30 bis 12.00 Uhr und 14.00 bis 17.00 Uhr.

Telefon +41 (0)31 631 80 44

Fax +41 (0)31 631 45 62

kommunikation@unibe.ch

Weitere Informationen finden Sie auf unserer Website unter www.kommunikation.unibe.ch

u^b

b
**UNIVERSITÄT
BERN**

Hochschuldidaktik: Kurse für die professionelle Lehre

Die Hochschuldidaktik der Universität Bern bietet eine breite Palette von praxisbezogenen Kursen an, die sich an Lehrende der Universität Bern und Interessierte aus anderen Hochschulen, Höheren Fachschulen und der Weiterbildung richten.

Mit dem Know-how aus dem Kursangebot oder dem Weiterbildungsstudium «CAS Hochschullehre» können die Dozierenden den Unterricht und die Betreuung der Studentinnen und Studenten gezielt optimieren. Das Spektrum der Themen reicht von den «Basics der Hochschuldidaktik» über das «Visualisieren von Lerninhalten» bis hin zum Kurs «Studierende mündlich prüfen».

Weitere Informationen zum Kursprogramm und zum CAS Hochschullehre

www.weiterbildung.unibe.ch, Hochschuldidaktik, Kursadministration: hd@zuw.unibe.ch, Tel. 031 631 55 32
ZUW – Zentrum für universitäre Weiterbildung, Schanzeneckstrasse 1, 3001 Bern, www.zuw.unibe.ch



Tagung: Halten Weiterbildungstitel, was sie versprechen?

Freitag, 5. November 2010, 13.30–17.45 Uhr, Hörsaal A003, Uni S, Bern

Jubiläumstagung der Weiterbildungskommission und des Zentrums für universitäre Weiterbildung der Universität Bern mit Impulsreferaten und Podiumsdiskussionen.

Anmeldung

Sie können sich unter <http://tinyurl.com/tagungtitel> bis zum 15. Oktober 2010 für die kostenlose Teilnahme an der Tagung anmelden.

Weitere Informationen zur Tagung

ZUW – Zentrum für universitäre Weiterbildung, Schanzeneckstrasse 1, 3001 Bern,
Telefon 031 631 39 28, www.zuw.unibe.ch

